

BT732.7 .K54 1914
Kierkegaard, Søren,
1813-1855.
Pfahl im Fleisch /

F. Newman

1916.



Reich der

SOEREN

KIERKEGAARD

Vorworte / von Sören Kierkegaard

Vorbemerkung des Uebersetzers

Die nachfolgenden Uebersetzungen sind Bruchstücke aus dem ästhetisch-philosophischen Schaffen Kierkegaards. Das erste stammt aus: Vorworte, Unterhaltungslektüre für einzelne Stände nach Zeit und Gelegenheit, von Nicolaus Notabene, erschienen im Jahre 1844; das zweite ist die Einleitung zu einem längeren Aufsatz *de omnibus dubitandum est*, in dem der dreißigjährige Kierkegaard sich mit der Hegelschen Spekulation auseinandersetzen wollte, den er aber nie erscheinen ließ — er hat dann später in anderer Form die Kritik nicht der Hegelschen Philosophie bloß, sondern der Philosophie überhaupt im Verhältnis zur Religion in der Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift gegeben. Die Einleitung, die hier übersetzt wird, hat noch besonderes Interesse, weil sie in einem Maße autobiographische Mitteilungen enthält, wie sie der spätere Kierkegaard kaum mehr so direkt gegeben hat, und zwar handelt es sich um seine Kindheit und um das frühe Jünglingsalter bis zu seinem 21. Jahr, also die Zeit vor den erotischen Erlebnissen, vor seiner Verlobung und deren Aufhebung.

Wenn nichts anderes, so kann man daraus wieder lernen, was Produktion ist, die nicht nach dem Schweiß des Autors riecht. Das ist schon viel in einer Zeit, in der die Kinder statt eines neuen vollen unschuldigen Lebens in ihren Zügen nur die Qual der Eltern offenbaren. Im schöpferischen Leben der Kunst ist keine Aequivalenz und nicht einmal eine verständliche Kausalität zwischen Arbeit und Leistung. Hier gelten nicht die Hebelgesetze der Physik, weil die gegen-einanderstehenden Kräfte nicht gemeinsames Maß haben. Sie sind verschiedener Qualität und gehören anderen Welten an. Die Arbeit gehört dem Reich der Notwendigkeit, in welchem der biblische Fluch für jeden gilt, der Einfall

und das Werk ist Gabe und kommt aus dem Reich der Freiheit, wo die Quelle des Segens fließt. Dennoch will auch die Kunst das schwebende Gleichgewicht, aber der Begriff meint hier etwas anderes als in der Mechanik: Gleichgewicht herrscht erst, wenn Arbeit und Mühe vor der Phantasie verschwunden sind, wie die endliche vor der unendlichen Größe.

Zwischen Arbeit und Lohn im schöpferischen Leben der Kunst liegt ein Riß, ein Blitz und ein Vergessen. Aber ein Vergessen besonderer Art. Wenn ein Genie in der Stunde der Intuition alle seine Gelehrsamkeit vergißt, wenn all sein durch Arbeit erlangtes Wissen wie aufgesaugt ist von einem einzigen Blick seines geistigen Auges, aber ungebrochen mitschwingt im Strahl des gnadenvollen Lichts, das ihn erleuchtet, so ist das ja etwas anderes, als wenn ein Dummkopf auf seinem Stuhl hin und herrutscht und schwitzt, weil er alles vergessen hat und ihm nichts mehr einfällt.

Wenn einer das so verstehen will als habe das Genie Arbeit und Anstrengung nicht nötig (aber Rierkegaard hat ja nicht nur die Sage, sondern auch die Nächte durchgearbeitet), so beweist er nur, daß er allein und ohne Stütze nicht gehen kann und dem besoffenen Bauern gleicht, von dem Luther redet: Hilft man ihm von rechts in den Sattel, so fällt er links herunter. Die Mühe der Saat ist das eine, die reife Frucht das andere. Die Mühe der Saat und des Pflügens erklärt aber nicht die Frucht, die ja auch ausbleiben kann und sich allein dadurch schon als Gabe und Geschenk erweist. Und die Kunst, in noch höherem Maße als das unmittelbare Leben, will die Ernte und die Freude der Ernte, in deren glücklichstem Augenblick Arbeit und Mühe nicht mehr da und vergessen sind.

Die Frage, ob das Spiel den Einsatz wert ist, ob überhaupt Mühe und Leben um eines Kunstwerks willen sich lohnen,

geht die Kunst selbst gar nichts an und ist ihr gleichgiltig. So wichtig auch die Frage an sich selbst ist, denn wer sich von Weib, Ehe, Macht, Ehre, Kunst, Wissenschaft oder Philosophie um diese Frage betrügen, wer sich von ihr nicht zerreißen, in ihrem Fegefeuer nicht verbrennen läßt, der ist nur erst das Rohmaterial, das $\mu\eta\ \delta\upsilon$ zu dem inneren, geistigen Menschen, dessen Keim in ihm liegt, und der er werden kann und soll, werden, nicht sein, denn wer in dieser Welt so redet, ist voll der ignava ratio. Diese Frage hat aber jeder Einzelne mit Gott abzumachen. Hin und wieder trifft sie im Laufe der Jahrhunderte in einem leidenschaftlichen Menschen mit der Kunst zusammen; dann aber ist diese letzte sofort ohne weiteres dienendes Moment, nicht zu einem endlichen Zweck, das ist Unsinn, sondern innerhalb eines unendlichen Lebens. Es ist ja unserer Zeit der Unfug vorbehalten geblieben, auch einen Paulus etwa unter die Rubrik „Künstler“ einzustellen, ein Unfug, der vor allem recht bequem ist. Was nennt sich nicht alles Künstler, und wenn zur Not ein Unterschied zwischen Paulus und dem Blumenthal gemacht wird, so doch nur innerhalb der Stilistik und wegen der Wahl des Gegenstandes, indem der Blumenthal in Lustspielen und Sinnsprüchen fürs Berliner Tageblatt macht, während Paulus in Religion machte, worin der Blumenthal hauptsächlich deshalb nicht macht, weil er eben den Fortschritt mitmacht. Aber auch wo ernsthaft von der Kunst geredet und das Gesindel ferngehalten wird, ist es eine Herabsetzung des Paulus, ihn Künstler zu nennen. Mag er auch Ausdrücke gefunden haben, für die ein Künstler sein halbes Leben und seine Seligkeit dazu geben würde, er ist mehr als Künstler.

Aber die Kunst will das Lied. Mag die Kehle des Vogels sich krampfen, wenn er singt, sein Lied jedenfalls ist kein Krampf. Wo immer man auf dem Wege zu solcher Verwechslung ist, ist man auch nicht weit entfernt von dem

noch verderblicheren Wahn, es sei der Krampf schon das Lied. Es gibt heute Schriftsteller, die sich gebärden als hätten sie zum allerersten Mal etwa die Sexualität in der Welt entdeckt, nicht als Dichter oder Denker, dann wäre ja alles gut und schön und in Ordnung, sondern eben einfach als Tiere. Ja aber wenn sonst nichts, sehe ich mir doch lieber einen Rater oder einen Hengst an als den wörtlich ins Literarische übersehten Brunstkrampf geiler Mannsbilder. Wozu denn diese überflüssige und in der Regel so widerliche Verdoppelung, bei der weder Natur noch Kunst etwas gewinnen, sondern beide nur gleichermaßen verlieren können? Ich finde schon bei Richard Wagner, wiewohl ich mir hier der Distanz zwischen ihm und den eben Bezeichneten aufs klarste und deutlichste bewußt bin, z. B. in der Musik zu Toldes Liebestod den Krampf nicht völlig in einem höheren Leben der Kunst gelöst — deshalb fallen ja auch alle Weiber beiderlei Geschlechts gerade auf diese Musik so herein — ich finde, daß was diese Musik in Wahrheit sagt — ihre Mystik gebe ich drein, man lasse mich damit in Ruhe — im zweiten Akt der Schönen Helena von Offenbach in schwebenderen, von Schwere, Körperlichkeit, Schleim und Lehm freieren Tönen gegeben ist.

Die ganze Tragikomik der ästhetischen Verwirrungen wurde uns durch die dankenswert naive Beichte eines gelesenen Schriftstellers enthüllt. Es war an sich gewiß uninteressant, daß einer den Tod in Venedig herausgab, denn solche Stilübungen werden in der Literatur zu allen Zeiten fabriziert, und es ist doch nur, bürgerlich gesprochen, nett und erbaulich, daß einer all das, zu dessen Erlernung er einst im Gymnasium zu genial war, in seinen vierziger Jahren durch zähen Fleiß glatt und akkurat so wie ein Gymnasiast wieder einholen kann. Von besagtem Autor galt auch immer, was der junge Kierkegaard von ähnlichen Epikern seiner Zeit sagte: ihre Bücher sind nicht Produktionen, sondern

Amputationen. Umso interessanter war die Reaktion jener, die heute den Geist zu vertreten vorgeben. Mit wenigen Ausnahmen, die nur die Regel bestätigten, bekannten sich alle zu den Töten dieses Priesters der Kunst und Ehrenpräsidenten einer Berliner Tageblatt-Bourgeoisie, in der sich aber auch ein Gustav Freytag heute gewiß nicht mehr wohl fühlen würde; und alle litten als vollendete Einfühlungspsychologen und Aesthetiker die wohl sehr peinlichen und unbehaglichen Beschwerden mit, die einer hat, wenn er Wind gebiert; alle approbierten Hebeammen der Literatur begafften mit dem Aeffernst der Wissenschaftlichkeit die Nabelschnur, die nur Nabelschnur war, und an der kein Kind hing. Und alle ließen es zu, daß ihnen Gewalt und Geheimnis des Großen erklärt und enträtselt werde von einem, der vom schöpferischen Leben redet, wie ein schweißtriefender Tagelöhner vom Backsteintragen — nur unterliegt der dem biblischen Fluch, ohne sich für einen Priester zu halten. Und das alles geschah in einem Land, in dem doch auch einmal ein Jean Paul als zeitlich bestimmter Mensch zwar im Kleinbürgerlichsten All und Werktag, als Dichter jedoch in der ewigen Kräfte seligem Ueberschwang und Feiertag gelebt hat. Als ob uns die von Aschenbachs etwas vom Großen sagen könnten, nicht einmal, wie doch Wedekind, etwas von des Mannes Begierde und des Weibes Lust, ich glaube, sie müssen auch da erst zur Vorbereitung der vorbereitenden Stimmung die Kerzen des siebenarmigen Leuchters aus dem Tempel von Jerusalem anzünden: die leuchten heute freilich zu jedem Erfolg.

Theodor Haarer.

* * *

Aus „Vorworte“

Ein Vorwort ist Stimmung. Ein Vorwort schreiben ist wie die Sense wehen, wie die Gitarre stimmen, wie mit einem Kind plaudern, wie aus dem Fenster spucken. Man weiß nicht, wie es zugeht, die Lust kommt über einen, die Lust nach den Abenteuer der Produktivität, die Lust ein Vorwort zu schreiben, die Lust nach diesen *leves sub noctem susurri*. Ein Vorwort schreiben ist wie an eines Andern Tür läuten, um ihn zum besten zu halten, wie an eines jungen Mädchens Fenster vorbeigehen und auf das Pflaster sehen, es ist wie mit seinem Stock in der Luft nach dem Wind schlagen, wie den Hut schwingen, wiewohl man keinen grüßt. Ein Vorwort schreiben ist wie etwas getan haben das berechtigt, eine gewisse Aufmerksamkeit zu fordern, wie etwas auf dem Gewissen haben, das die Vertraulichkeit hervorlockt, wie zum Tanz inclinieren, wiewohl man sich nicht bewegt, wie den linken Schenkel platt anlegen, den Zügel nach rechts straffen, das Pferd sagen hören: Pst, und selber auf die ganze Welt ein Stückerchen blasen, es ist wie mit dabei sein ohne die mindeste Gêne, daß man mit ist, wie auf dem Waldhügel stehen und nach den Wildgänsen spähen. Ein Vorwort schreiben ist wie bei Tagesgrauen in der ersten Station angekommen sein, in der dunkeln Scheune halten, ahnend, was sich zeigen wird, die Türe offen sehen und damit den Himmel, die Landstraße vor sich schauen, die beständig noch mehr sich voran hat, des Waldes versprechende Heimlichkeit gewahr werden, und des Fußpfades verführerisches Verschwinden; des Posthorns Laut hören und des Echo's wirkende Einladung, des Rutschers saftigen Peitschenknall und aus dem Wald den verworrenen Widerhall, und der Reisenden muntere Wechselreden. Ein Vorwort schreiben ist wie angekommen sein, in der behaglichen Stube stehen, der Sehnsucht erwünschte Gestalt begrüßen, im Lehn-

stuhl sitzen, die Pfeife stopfen, sie anzünden und so unendlich viel miteinander zu reden haben. Ein Wortwort schreiben ist wie auf sich selber acht haben, daß man im Begriff ist sich zu verlieben, die Seele in süßer Unruhe, aufgegeben ist das Rätsel, jedes Ereignis ein Wink für die Erklärung. Ein Wortwort schreiben ist wie die Zweige der Laube beiseite schieben und sie sehen, die dort versteckt ist — die Liebste. So, ach so ist es, ein Wortwort zu schreiben; und wie ist der, der es schreibt? Er geht aus und ein zwischen den Menschen wie ein Tor im Winter und ein Narr im Sommer, er ist Guten Tag und Lebewohl in einer Person, allzeit froh und sorglos, vergnügt mit sich, recht ein leichtsinniger Taugenichts, ja eine unmoralische Person, denn er geht nicht auf die Börse um Geld zusammenzuschaben, er geht nur hindurch; er hält keine Reden auf Generalversammlungen, weil ihm die Luft dort zu dick ist; er bringt kein Hoch aus in einem Verein, weil man es dort mehrere Tage vorher anmelden muß; er bezahlt nicht die Staatsschuld ab, ja sie macht ihn nicht einmal ernsthaft; er geht durchs Leben, wie ein Schusterjunge pfeifend durch die Gassen geht, mag auch der, der die Stiefel braucht, stehen und warten, so soll er halt warten, solange noch eine einzige Glitschbahn übrig oder das mindeste Schenswürdige noch zu entdecken ist. So, ja so ist der, der ein Wortwort schreibt.

Was ist es doch für eine Lust, ein Buch geschrieben zu haben! Denn das ist eine törichte und schwärmerische Rede, die ja deshalb auch selten gehört wird und niemals des Tages Stimme für sich hat, daß des Gedankens Umgang mit sich selber unter der Arbeit, daß das Klopfen des Herzens in der Unruhe der Ueberlegung, daß des inneren Menschen Erröten und Erbleichen im Ahnen und Umfan-

gen, im Suchen und Finden das Schönste sein soll. Nein das Schöne, das Herrliche, das Belohnende — und des Buches Bedeutung kommen erst hinterher. Was ist es für eine Lust ein Buch geschrieben zu haben, das nicht in einem unerklärlichen inneren Drang seinen Ursprung hat und deshalb nicht weiß, wie weit es hinein paßt in die Welt, ja schüchtern und verschämt ist wie einer sündigen Lieb- schaft zweideutiger Zeuge, nein! ein Buch, das die Frucht einer Vernunftthe ist zwischen Verleger und Publikum, geschrieben wie der Verleger es haben will und wie der Tag es fordert, ein Buch, dessen Entstehung allen durch rechtzeitige Proklamtion kundgetan wurde, ein Buch, für das die Kritik schon eine Trockenwärterin in Bereitschaft hat, ein Buch, das im passenden Augenblick zum Nutzen aller herausgegeben wird: des Verfassers, des Verlegers, des Buchdruckers, des Buchbinders, des Rezensenten, des Lesers.

Wenn man ein Buch herausgeben will, muß man erst überlegen, zu welcher Jahreszeit es herauskommen soll. Die Jahreszeit ist von ungeheurer Wichtigkeit. In dieser Hinsicht sind sich alle die weisesten und besten Männer einig, daß Weihnachten der Augenblick ist. Wenn man ein Buch herausgeben will, da vergewissere man sich zunächst, daß man nützen will. Zu dem Ende frage man einen Verleger, oder einen philosophischen Kopf, oder seinen Friseur oder einen Vorübergehenden, was die Forderung des Tages ist. In Ermangelung all dessen ersinne man selbst etwas, ver- gesse aber nicht zu sagen, daß das die Forderung des Tages ist. Es ist nämlich nicht jedem die Seelenstärke ge- geben, die Forderung des Tages zu verstehen.

* * *

Einleitung zu „de omnibus dubitandum est“

In der Stadt G. lebte vor einigen Jahren ein junger Student, mit Namen Johannes Climacus, dessen Sehnsucht durchaus nicht darnach ging, in der Welt bemerkt zu werden, da es im Gegenteil seine Freude war, verborgen und in der Stille hinzuleben. Die, welche ihn etwas näher kannten, suchten sein verschlossenes Wesen, das jede nähere Berührung mit den Menschen floh, daraus zu erklären, daß er entweder melancholisch oder verliebt sei. Die das letztere annahmen, hatten in einem gewissen Sinn nicht unrecht, wenn sie auch fehl gingen mit der Annahme, daß ein Mädchen der Gegenstand seiner Träume sei. Solche Gefühle waren seinem Herzen ganz und gar fremd, und wie sein Äußeres fein und ätherisch, fast durchsichtig war, so war seine Seele im selben Grad allzu geistig bestimmt, um von eines Weibes Schönheit gefesselt zu werden. Verliebt war er, schwärmerisch verliebt — in den Gedanken oder richtiger in das Denken. Kein liebender Jüngling kann innerlicher erregt werden von dem unbegreiflichen Uebergang, mit dem die Liebe in seiner Brust erwacht, von dem Blitzschlag, mit dem die Gegenliebe im Herzen der Geliebten hervorbricht, als er von dem begreiflichen Uebergang, mit dem der eine Gedanke sich in den andern fügt, ein Uebergang, der für ihn der glückliche Augenblick war, in welchem das geschah, was er geahnt und erwartet hatte in der Stille der Seele. Wenn da sein Haupt gedankenvoll sich neigte wie eine reife Aehre, da war es nicht weil er der Geliebten Stimme hörte, sondern weil er der Gedanken heimlichem Flüstern lauschte; wenn sein Blick wie im Traume war, da war es nicht, weil er ihr Bild ahnte, sondern weil die Bewegung des Gedankens für ihn anschaulich ward. Es war seine Lust, mit einem einzelnen Gedanken zu beginnen, von ihm aus auf dem Weg der

Konsequenz Stufe für Stufe zu einem höheren zu steigen; denn die Konsequenz war ihm eine scala paradisi, und seine Seligkeit kam ihm noch herrlicher vor als die der Engel. Wenn er nämlich oben angekommen war bei den höheren Gedanken, da war es ihm eine unbeschreibliche Freude, Leidenschaft und Wollust, kopfüber sich hinunter zu stürzen in dieselben Konsequenzen, bis er bei dem Punkt anlangte, von dem er ausgegangen war. Doch das glückte ihm nicht immer nach Wunsch. Wenn er nämlich nicht gerade so viele Stöße bekam, als da Glieder waren in der Konsequenz, da wurde er betrübt, denn da war die Bewegung unvollkommen. Er begann nun von vorne. Glückte es ihm, da erschauerte seine Seele in Wollust; er konnte vor Freude nicht schlafen in der Nacht, sondern hörte nicht auf stundenlang dieselbe Bewegung zu machen; denn dieses Auf und Ab, Ab und Auf des Gedankens war eine Freude ohne gleichen. In den glücklichen Stunden war sein Gang leicht, fast schwebend; zu anderen Stunden war er ängstlich und unsicher. So lange er nämlich sich mühte um hinaufzusteigen, so lange die Konsequenz noch nicht vermocht hatte sich freie Bahn zu schaffen, da war er niedergedrückt; denn die vielen Konsequenzen, die er fertig hatte, ohne daß sie ihm jedoch bereits ganz klar und notwendig geworden waren, sie fürchtete er zu verlieren. Wenn man einen Menschen eine Menge zerbrechlicher Dinge tragen sieht, auf und übereinander gestapelt, da wundert man sich nicht, daß er unsicher geht und jeden Augenblick nach dem Gleichgewicht hascht; wenn man die Last nicht sieht, da lächelt man, so wie ja viele über Johannes Climacus lächelten, ohne zu ahnen, daß seine Seele eine höher aufgestapelte Last trug, als was sonst in Erstaunen setzt, daß seine Seele in Angst war, daß eine einzige Konsequenz herausfallen könne; denn dann ging das Ganze in Stücke. Daß die Menschen über ihn lächelten, bemerkte er nicht, ebensowenig wie daß zu anderen

Zeiten ein Einzelner erfreut sich umdrehte, um nach ihm zu sehen, wenn er leicht wie im Tanz durch die Straße eilte. Er achtete nicht auf die Menschen, dachte auch nicht daran, daß sie auf ihn achten könnten, er war und blieb fremd in der Welt.

Wie nun Climacus' Wesen für den Einzelnen, der ihn nicht näher kannte, etwas Auffallendes haben mußte, so war es keineswegs unerklärlich für den, der etwas Bescheid um sein früheres Leben wußte; denn so wie er nun war in seinem 21. Jahre, so war er bis zu einem gewissen Grad immer gewesen. Die Disposition, die seine Seele hatte, war in seiner Kindheit nicht beeinträchtigt, sondern durch günstige Umstände entwickelt worden. Sein Heim bot nicht viele Zerstreuungen, und da er so gut wie niemals hinauskam, wurde er zeitig daran gewöhnt sich mit sich selbst und seinen eigenen Gedanken zu beschäftigen. Sein Vater war ein sehr strenger Mann, anscheinend trocken und prosaisch, während er unter dieser Maske eine glühende Phantasie verbarg, die auch sein hohes Alter nicht abzustumpfen vermochte. Wenn Johannes manchmal um Erlaubnis auszugehen bat, wurde es ihm meist abgeschlagen; dagegen schlug ihm der Vater hin und wieder als Ersatz vor, an seiner Hand im Zimmer spazieren zu gehen. Das war beim ersten Blick ein armseliger Ersatz, und doch ging es damit wie mit der Maske, er verbarg etwas ganz anderes in sich. Sie gingen da zur Thür hinaus, zu einem naheliegenden Lustschloß oder hinunter zum Strand, ganz wie Johannes es wollte; denn der Vater vermochte alles. Während sie da im Zimmer auf und ab gingen, erzählte der Vater von allem was sie sahen; sie grüßten die Vorübergehenden, die Wagen lärmten an ihnen vorbei und übertäubten des Vaters Stimme; der Händlerinnen Früchte waren einladender denn je. Er erzählte alles so genau, so lebendig, so präsentisch bis zum unbedeutendsten Detail, das Johannes bekannt

war, so ausführlich und anschaulich, was ihm unbekannt war, daß er, nachdem er eine halbe Stunde mit dem Vater spazieren gegangen war, so überwältigt und müde wurde, als wäre er den ganzen Tag aus gewesen. Des Vaters Zauberkunst lernte Johannes ihm rasch ab. Was da zuerst episch vor sich ging, das geschah nun dramatisch; sie unterhielten sich auf der Tour. Gingen sie bekannte Wege, da paßten sie gegenseitig auf einander auf, daß nichts übersehen wurde; war der Weg Johannes fremd, da kombinierte er, während des Vaters allmächtige Phantasie imstande war alles zu formen, jeden kindlichen Wunsch als Ingredienz in dem Drama, das vor sich ging, zu verwenden. Für Johannes war es als werde die Welt geschaffen während der Unterhaltung, als sei der Vater Unser Herr, und er selber sein Liebling, der das Recht erhielt seine törichten Einfälle so übermütig wie er nur wollte darein zu mischen; denn er wurde niemals abgewiesen, der Vater niemals verlegen, das kam alles mit und immer zu Johannes Zufriedenheit.

Während so das Leben im väterlichen Haus dazu beitrug seine Phantasie zu entwickeln, war die Bildung, die ihm in der Schule zuteil wurde, in Harmonie damit. Der lateinischen Grammatik erhabene Autorität, der Regeln göttliche Würde erweckten eine neue Schwärmerei. Insbesondere sagte ihm die griechische Grammatik zu. Ueber ihr vergaß er den Homer laut für sich zu lesen, wie er sonst pflegte um sich an den Rhythmen der Dichtung zu erfreuen. Der Lehrer des Griechischen trug die Grammatik nach einer mehr philosophischen Methode vor. Wenn ihm da erklärt wurde, daß der Accusativ z. B.: die Ausstreckung in Zeit und Raum ist, daß nicht die Präposition den Casus regiert, sondern daß das Verhältnis es tut, da weitete sich alles vor ihm aus. Die Präposition verschwand, die Ausstreckung in Zeit und Raum wurde zum

ungeheuern inhaltsleeren Bild für die Intuition. Seine Phantasie war von neuem beschäftigt, aber auf eine andere Weise als vorher. Was da auf den Spaziergängen ihn belustigte, war der erfüllte Raum, er konnte ihn nicht dicht genug um sich haben. Seine Phantasie war so produktiv, daß sie sich mit wenig helfen konnte. Vor dem einen Fenster der Wohnstube wuchsen ungefähr 10 Grasshalme. Hier entdeckte er zuweilen ein kleines Tier, das zwischen den Stengeln lief. Diese Halme wurden zu einem ungeheuern Wald, der doch die Dichtigkeit und Dunkelheit behielt wie das Gras sie hatte. Statt des erfüllten Raumes erhielt er nun den leeren Raum; er starrte wieder, aber sah nichts als die ungeheure Ausdehnung.

Während so ein fast vegetatives Hinschlummern in Phantasie (teils mehr aesthetisch, teils mehr intellektuell) in ihm vor sich ging, wurde auch eine andere Seite seiner Seele stark geformt, sein Sinn nämlich für das Mögliche, das Ueberraschende. Das geschah jedoch nicht mit den Lockmitteln, die sonst dazu dienen müssen eines Kindes Aufmerksamkeit anzuspannen, sondern mit etwas weit Höherem. Mit einer allmächtigen Phantasie verband der Vater eine unwiderstehliche Dialektik. Wenn er bei einer oder der andern Gelegenheit sich in einen Disput mit einem andern einließ, da war Johannes lauter Ohr, und das umso mehr als alles in einer fast festlichen Ordnung vor sich ging. Der Vater ließ den Gegenpart immer ganz ausreden, fragte ihn der Vorsicht halber, ob er noch etwas zu sagen habe, ehe er seine Antwort begann. Johannes war dem Vortrag des Gegners mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt, war auf seine Weise im Ausfall mitinteressiert. Die Pause trat ein, des Vaters Replik folgte, und siehe, im Handumdrehen war alles anders. Wie das zuging, blieb Johannes ein Räthel, aber seine Seele ergökte sich an diesem Schauspiel. Der Gegner sprach wieder, Johannes

war noch aufmerksamer, um alles recht fest zu halten; der Gegner perorierte, Johannes konnte fast sein Herz klopfen hören, so ungeduldig wartete er, was nun geschehen würde. — Dies geschah: in einem Nu war alles umgekehrt, das Erklärliche unerklärlich gemacht, das Gewisse zweifelhaft, das Gegenteil einleuchtend. Wenn ein Hai seine Beute greifen will, da muß er sich herum werfen auf den Rücken, weil sein Maul auf seinem Bauch sitzt; er ist dunkel auf dem Rücken, silberweiß am Bauch. Das soll ein herrlicher Anblick sein, diesen Wechsel der Farben zu sehen; das Blinken soll manchmal so stark sein, daß es den Augen fast weh tut, und doch ist es eine Lust, darnach zu sehen. Zeuge eines ähnlichen Farbenwechsels wurde Johannes, wann er den Vater disputieren hörte. Er vergaß wieder das Gesagte, sowohl was der Vater als was der Gegner gesagt hatte, aber dieses Erschauern der Seele vergaß er nie. An Analogieen dazu ließ das Schulleben es nicht fehlen; er sah, wie ein Wort einen ganzen Satz verändern konnte, wie ein Conjunctivum mitten in einem indicativischen Satz eine ganz andere Beleuchtung über das Ganze werfen konnte. Je älter er wurde, je mehr der Vater sich mit ihm einließ, desto aufmerksamer wurde er auf jenes Unbegreifliche, es war wie wenn der Vater in einem heimlichen Einverständnis stände mit dem, was Johannes sagen wollte, und deshalb mit einem einzigen Wort alles verwirren konnte. Wenn da der Vater nicht bloß opponierte, sondern selber etwas vortrug, da sah er zu, wie er sich benahm, wie er successiv zu dem hinkam, was er wollte. Er ahnte nun, daß der Grund, weshalb der Vater mit einem Wort alles umdrehen konnte, darin lag, daß er selber in der Succession, in der er seine Gedanken hatte, etwas vergessen haben mußte. Was andere Kinder im Zauber der Dichtung und in der Ueberraschung des Märchens haben, das hatte er in der Rast und Weile der Intuition und in den Changements der Dia-

lektik. Das erfreute das Kind, das wurde des Knaben Spiel, das wurde des Jünglings Lust. So hatte sein Leben eine seltene Kontinuität; es kannte nicht die verschiedenen Uebergänge, die sonst die einzelnen Zeitabschnitte zu bezeichnen pflegen. Indem Johannes älter wurde, hatte er kein Spielzeug auf die Seite zu legen; denn er hatte gelernt mit dem zu spielen, was seines Lebens ernsthafte Beschäftigung sein sollte, und doch hatte es deshalb keineswegs das Anziehende verloren. Ein Mädchen spielt so lange mit der Puppe, bis diese sich in den Geliebten verwandelt; denn des Weibes ganzes Leben ist Liebeslust. Eine ähnliche Kontinuität hatte sein Leben; denn sein ganzes Leben war Denken.

Climacus wurde Student, machte das zweite Examen, wurde 20 Jahre alt, und doch ging keine Veränderung mit ihm vor; er war und blieb fremd in der Welt. Indessen floh er nicht die Menschen, im Gegenteil er suchte Gleichgesinnte zu treffen. Doch sprach er sich nicht aus, ließ sich niemals anmerken, was in seinem Innern vorging, dazu war seine Erotik zu tief; es war ihm als müßte er erröthen, wenn er davon spräche, er fürchtete zu viel oder zu wenig zu wissen zu bekommen. Dagegen merkte er immer auf, wenn andere redeten. Wie ein tief verliebtes junges Mädchen nicht gerne von seiner Liebe redet, sondern in fast ängstlicher Spannung lauscht, wenn andere junge Mädchen von der ihren reden, um da in Stille zu prüfen, ob sie ebenso glücklich ist oder noch glücklicher, um jeden leitenden Wink aufzuspüren, so achtete Johannes stumm auf alles. Wenn er dann heimkam, dann überdachte er, was die Philosophen gesagt hatten; denn es war natürlich deren Gesellschaft, die er suchte.

Philosoph zu werden, sein Leben ausschließlich der Spekulation zu widmen, war ihm nicht eingefallen, dazu war er noch zu leichtsinnig. Wohl ward seine Seele bald zum

einen bald zum andern hingerissen, aber das Denken war und blieb seine Leidenschaft; aber noch fehlte die Besinnung, um zu einem tieferen Zusammenhang zu kommen. Das Unbedeutendste und das Bedeutendste lockten ihn gleichermaßen, um von ihnen aus seine Operationen zu beginnen; am Resultat lag ihm gar nichts, nur die Bewegungen interessierten ihn. Unterdessen wurde er wohl darauf aufmerksam, wie er von ganz verschiedenen Punkten zu ein und demselben gelangte; aber das zog nicht in tieferem Sinn seine Aufmerksamkeit auf sich. Seine Lust war beständig bloß hindurchzudringen. Durch alles, wo er ein Labyrinth ahnte, da mußte er den Weg finden. Fing er damit an, da konnte ihn nichts zum Aufhören bringen. Fiel es ihm schwer, wurde er müde davon vor der Zeit, da pflegte er ein sehr einfaches Mittel zu gebrauchen. Er schloß sich auf seinem Zimmer ein, machte alles so festlich wie möglich und sagte nun laut und deutlich: ich will das. Vom Vater hatte er gelernt, daß man kann, was man will; und des Vaters Leben hatte die Theorie nicht im Stich gelassen. Diese Erfahrung hatte Johannes' Seele einen unbeschreiblichen Stolz verliehen. Daß da etwas sein solle, was man nicht könne, unerachtet man es wolle, war ihm unerträglich. Aber sein Stolz war auch kein ohnmächtiges Wollen; denn wenn er diese energischen Worte gesagt hatte, da war er willig zu allem, da hatte er ein noch höheres Ziel: durch die verschlungenen Schwierigkeiten mit seinem Willen hindurchzudringen. Das war wieder ein Abenteuer, das ihn begeisterte. Sein Leben war so immer voll Abenteuer, wenn er auch dazu nicht Wald und Reise brauchte, sondern bloß, was er hatte, ein kleines Zimmer mit einem Fach.

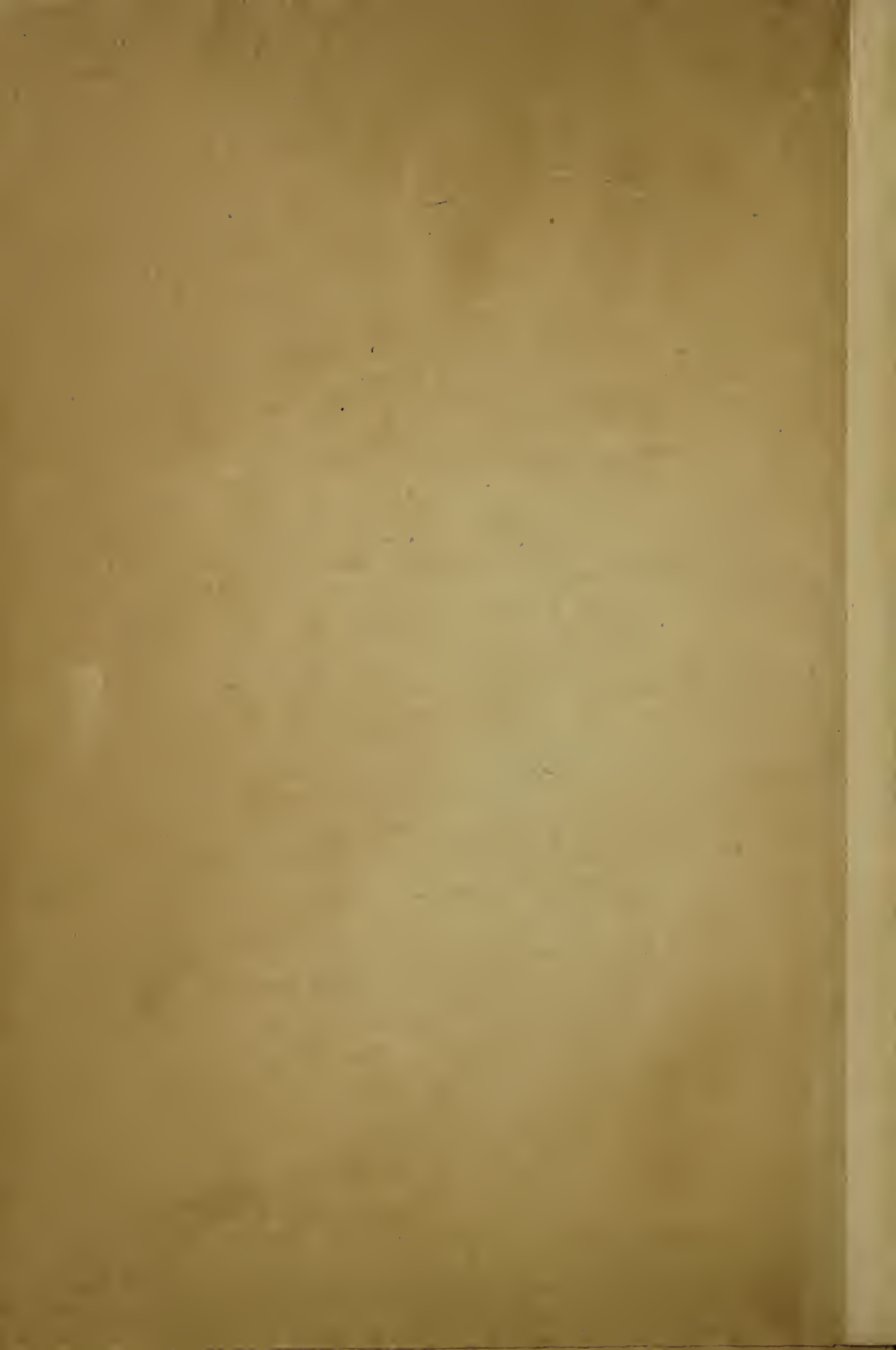
Wiewohl nun seine Seele früh zur Idealität hingeführt wurde, so waren doch deshalb sein Glaube und seine Zuversicht in die Wirklichkeit keineswegs geschwächt. Die Idealität, mit der er ernährt wurde, lag ihm so nah, alles ging

so natürlich zu, daß sie seine Wirklichkeit wurde, und er wieder erwarten mußte, in der Wirklichkeit draußen um ihn jene Idealität zu finden. Dazu trug des Vaters Schwermut bei. Daß der Vater ein außerordentlicher Mann war, das bekam Johannes als letzter zu wissen. Daß er ihn in Erstaunen setzte, daß kein anderer Mensch es in dem Grad tat, das wußte er; doch wer kannte ja so wenige, daß er keinen Maßstab anlegen konnte. Daß der Vater, menschlich gesprochen, eine Ausnahme war, das lernte er nicht im väterlichen Haus. Wenn hin und wieder einmal ein älterer erprobter Freund die Familie besuchte und sich in eine vertraulichere Unterredung mit dem Vater einließ, da hörte Johannes diesen oft sagen: Ich tauge zu nichts, kann nichts anfangen, mein einziger Wunsch wäre einen Platz in einer milden Stiftung zu finden. Das war nicht Spaß; da war keine Spur von Ironie in des Vaters Worten, im Gegenteil, es lag ein finsterner Ernst darin, der Johannes ängstigte. Es war auch keine leicht hingeworfene Bemerkung; denn der Vater konnte nun beweisen, daß der allernunbedeutendste Mensch ein Genie sei gegen ihn. Kein Gegenbeweis richtete etwas aus, da seine unwiderstehliche Dialektik imstande war, einen vergessen zu machen, was am allernächsten lag, einen zu zwingen auf die von ihm aufgestellte Betrachtung zu starren, wie wenn es sonst nichts anderes in der Welt gebe. Johannes, dessen ganze Lebensanschauung gleichsam im Vater verborgen lag, da er selbst nur wenig zu sehen bekam, wurde dadurch in einen Widerspruch verwickelt, da es ihm lange Zeit entging, daß der Vater, wenn nicht mit anderem, so doch mit der Virtuosität, mit der er jeden Opponenten besiegen und zum Verstummen bringen konnte, sich selbst widerlegte. Johannes' Zuversicht in die Wirklichkeit war so nicht geschwächt, er hatte die Idealität nicht aus Schriften gesaugt, die den, den sie erziehen, nicht in Unwissenheit lassen, daß die Herrlichkeit,

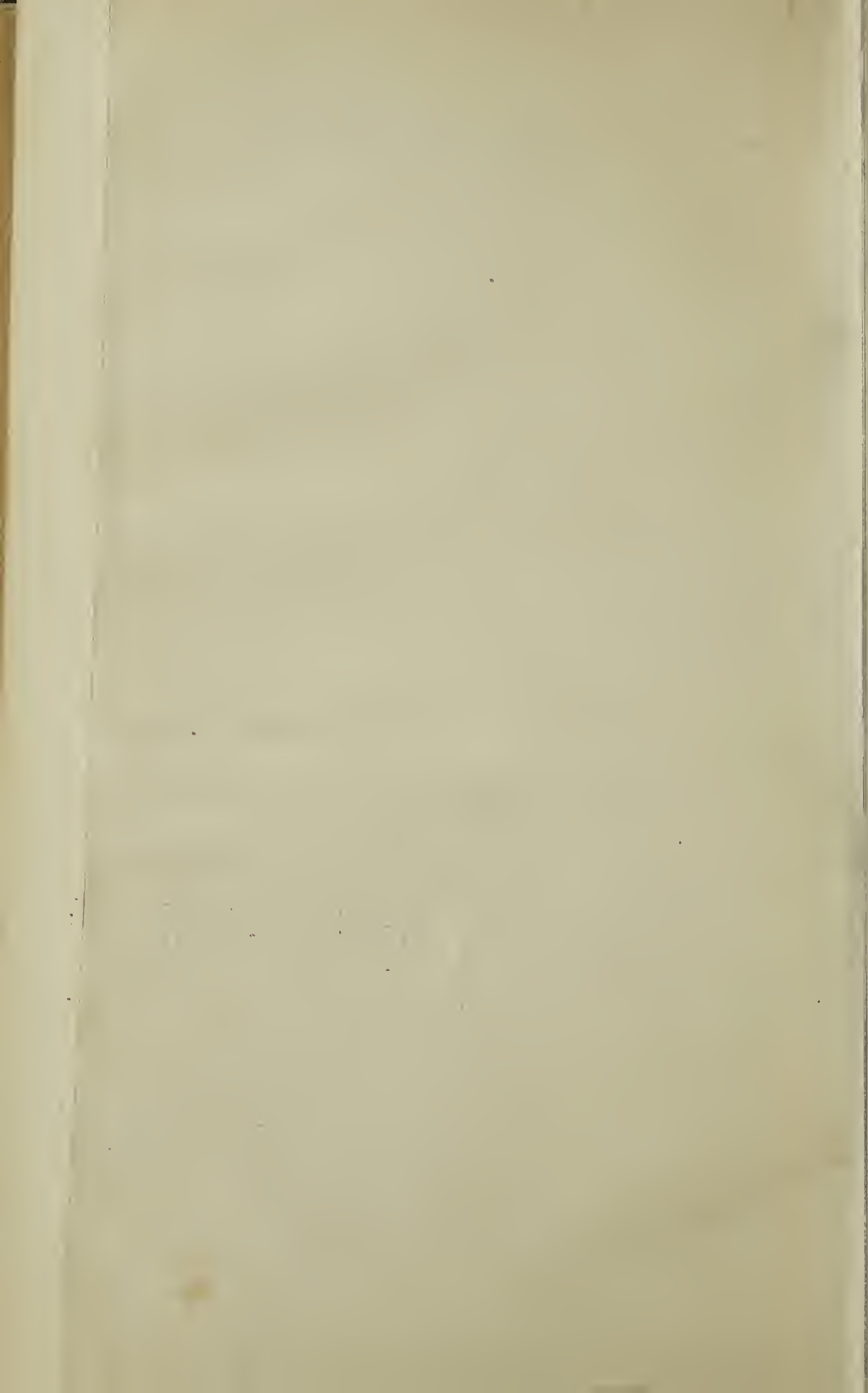
die sie beschreiben, sich doch nicht findet in der Welt; ihn bildete nicht ein Mann heran, der sein Wissen kostbar zu machen, wohl aber es so unbedeutend und wertlos als möglich zu machen verstand.

Den vorstehenden Proben aus Kierkegaard werden sich in den folgenden Hefen weitere anreihen, die ebenfalls zum ersten Mal in deutscher Uebersetzung erscheinen, und zwar zunächst die Rede „Der Pfahl im Fleisch“.



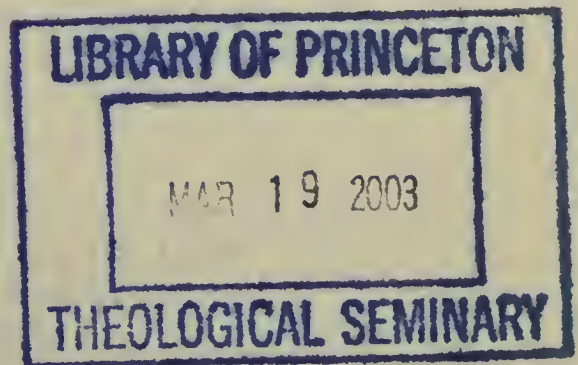


Sören Rierkegaard
Der Pfahl im Fleisch



Sören Kierkegaard

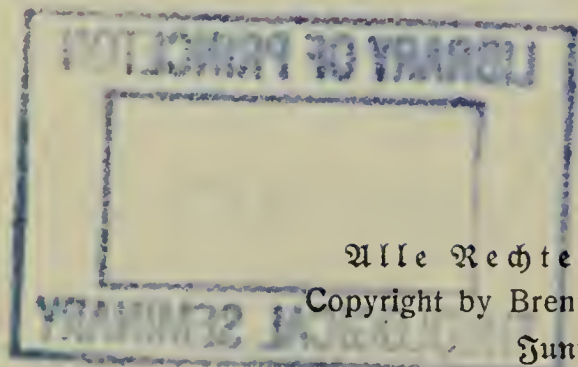
Der
Pfahl im Fleisch



Brenner-Verlag / Innsbruck / 1914

Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen
und mit einem Vorwort versehen von
Theodor Haedler

Zuerst veröffentlicht in der Halbmonatsschrift
„Der Brenner“ (Brenner-Verlag, Innsbruck)



Alle Rechte vorbehalten

Copyright by Brenner-Verlag Innsbruck

Juni 1914

Druck von R. & M. Jenny, Innsbruck

Die Rede „Der Pfahl im Fleisch“ hat Kierkegaard im Jahr 1844 zusammen mit drei anderen herausgegeben. Im selben Jahre waren auch Der Begriff der Angst, Vorworte, Philosophische Brocken, das Jahr vorher Entweder-Oder, Furcht und Zittern, Wiederholung, Fünf Reden erschienen. Man muß dem geistigen Auge eine Spanne Zeit lassen, damit es diese machtvolle Produktion in einem Blick zusammenschließe. Dann behalte man das Bild im Gedächtnis zu immer neuer Erinnerung. Die Rede ist, wie alle, dem Andenken seines Vaters gewidmet, aber auch „einer Ungenannten, deren Name einst genannt werden wird“. Es waren seine beiden Lehrmeister in diesem Leben gewesen: „Eines Greises edle Weisheit und eines Weibes lieblicher Unverstand“. Und es gilt auch für diese Rede jenes berühmte Vorwort, das zuerst im Jahr 1843 erschien und später immer mit neuen Worten aber dem gleichen Sinn wiederholt wurde; es lautet so:

„Unerachtet dieses kleine Buch (das deshalb „Reden“ genannt wurde, nicht Predigten, weil der Verfasser keine Autorität hat zu predigen; „erbauliche Reden“, nicht Reden zur Erbauung, weil der Redende keineswegs den Anspruch erhebt, Lehrer zu sein) nur das zu sein wünscht, was es ist, eine Ueberflüssigkeit, und nur begehrt, im Verborgenen zu verbleiben, so wie es im Geheimen entstand, habe ich doch nicht Abschied von ihm genommen ohne eine

fast abenteuerliche Hoffnung. In soweit es, indem es ausgegeben wird, in uneigentlichem Sinn eine Wanderung antritt, ließ ich eine kleine Weile mein Auge ihm folgen. Ich sah da, wie es seinen Gang ging auf einsamen Wegen oder einsam auf den vielbefahrenen. Nach einem und dem andern kleinen Mißverständnis, da es sich von einer flüchtigen Aehnlichkeit betrügen ließ, traf es endlich jenen Einzelnen, den ich mit Freude und Dankbarkeit meinen Leser nenne, jenen Einzelnen, den es sucht, nach dem es gleichsam seine Arme ausstreckt, jenen Einzelnen, der willig genug ist, sich finden zu lassen, willig genug es anzunehmen, ob es ihn nun im Augenblick der Begegnung froh und getrost trifft, oder müde und gedankenvoll. — In soweit es dagegen, indem es ausgegeben wird, in eigentlicherem Sinn in der Stille verbleibt, ohne von der Stelle zu kommen, ließ ich eine kleine Weile mein Auge auf ihm ruhen. Da stand es nun, eine unansehnliche kleine Blume, tief versteckt im großen Wald, nicht gesucht ob ihrer Pracht oder ihres Duftes oder ihrer Nahrung. Aber da sah ich auch, oder glaubte zu sehen, wie der Vogel, den ich meinen Leser nenne, plötzlich ein Auge auf sie bekam, sich niederließ auf seinen Schwingen, sie pflückte, sie mit sich nahm. Und als ich das gesehen hatte, sah ich nichts mehr.“

Rierkegaard redet vom Pfahl im Fleisch „in jenem Allgemeinen, in welchem es dadurch, daß es einen einzigen Menschen angeht, alle angeht“. Er hat niemals geleugnet, daß Menschsein verschiedene Weisen der Betrachtung zulasse und also den Naturwissenschaften, zu denen man hier die Psychologie auch rechnen kann, Angriffsflächen für die Erklärung und namentlich auch für die

Einwirkung darbiere. „Das Christentum hat nie den Anspruch erhoben jedes einzelne Individuum zu privilegieren, im äußeren Sinn von vorne anzufangen. Jedes Individuum beginnt in einem historischen Nexus und die Naturgesetze gelten heute wie je.“ (Begriff der Angst.) Seine Aufgabe aber war, der Menschheit wieder einzuschärfen, daß sie das Privilegium habe, auch dem Leben des Geistes anzugehören, ja daß diese Anlage und Möglichkeit die wichtigsten seien, weil sie den Menschen in Verbindung mit Gott bringen, dessen Ebenbild er nur im Geist ist. Was der Pfahl im Fleisch physisch oder psychisch im einzelnen Menschen sein kann, interessiert Kierkegaard in dieser Rede gar nicht; es ist das unendlich Mannigfaltige, oft Zufällige, oft für die Betrachtung eines Andern lächerlich Unbedeutende. Im Leben des Geistes, das allein das strenge und in Wahrheit allgemeine (nicht abstrakte) ist, ist er auf wenige Formulierungen zu bringen, er bedeutet hier Kampf mit und gegen Gott, Gleichgültigkeit, Zweifel, Unfechtung, geistiger Tod, Ungehorsam, Schuld, Sünde, Empörung, Abfall, oder um das alles in ein einziges Wort zu pressen: *Verzweiflung*.

Der Christ versteht unter Geisteskrankheit etwas anderes als der Psychiater. Das zeigt sich am deutlichsten in den extremen Fällen. Es gibt Menschen, die in den Augen des Christen „zum Tode“ krank sind (zum geistigen Tode, denn um andere Krankheiten kümmert sich der Christ, der heroischste Mensch, eigentlich nicht viel), gegen die der Psychiater aber nicht den mindesten Verdacht hegt, daß sie krank sein könnten; im Gegensatz dazu sind andere, die der Psychiater am liebsten einsperren möchte, nach christlicher Diagnose „e m i n e n t“ gesund, denn zur Gesundheit des Geistes in

dieser Welt gehört unbedingt eine gewisse „Unruhe“. Schwieriger ist die Unterscheidung in den mittleren Fällen, die beide, der Christ und der Psychiater, für Krankheiten ansehen müssen. Hier wird es oft so sein, daß was für den Psychiater eine absolute, letzte Krankheit ist, für den Christen nur das Symptom oder die Begleiterscheinung eines unendlich viel tiefer liegenden Übels ist. Ein Beispiel. Das Nervenfieber, in das Iwan Karamajoff fällt, ist für den Arzt ein Letztes und Absolutes, ein sich selbst genügendes Faktum, eine positive, eindeutige Krankheit, deren klinisches Bild schon unzählige Male beobachtet und beschrieben wurde und die so und so behandelt werden muß. Für Dostojewski, den Christen, ist sie auch eine physische Erkrankung, wie für den Arzt, aber darüber hinaus zweifellos noch etwas anderes, nämlich Symptom oder Begleiterscheinung einer ganz verzweifeltsten Geisteskrankheit, wenn ihm auch, wie jedem von uns, die Beziehungen des geistigen zum psychisch-physischen Leben rätselvoll dunkel und unerklärlich sind; aber das hindert ja nicht, daß sie da sind. Ähnlich wird es mit der Epilepsie stehen. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Vorstellung vom Pfahl im Fleisch des Apostels Paulus mit der von seiner Epilepsie aufs strengste in den heutigen Köpfen assoziiert ist, ja daß hier sogar ohne weitere Bedenken an ein reales Kausalverhältnis gedacht wird. Gut, kann sein! Nur haben mich von jeher diejenigen in das allergrößte Erstaunen zu setzen vermocht, die meinten, sie hätten damit auch irgend etwas über Paulus' Leben, Denken und Glauben und deren Inhalt ausgesagt. Es kann ja sein, daß die Epilepsie, abgesehen von dem Oberflächenbild, das sie dem Auge des Arztes darbietet, noch viel tiefer in das Leben des Geistes hinabreicht. Was mag

da ungefähr ihre Bedeutung sein? Wir haben einen Zeugen: Dostojewski, der ein Epileptiker war und dazu noch nicht bloß ein Genie, sondern auch ein Christ. Er verschmähte den Arzt und dessen Rat nicht, wie auch Kierkegaard es für eine nicht weiter diskutierbare Selbstverständlichkeit gehalten hat, daß man zur Heilung eines Geisteskranken das, was vom Leib aus geschehen kann, auch tue. Aber Dostojewski hat Zusammenhänge seiner Epilepsie mit einem geistigen Leiden geahnt, gegen das die Medizin kein Mittel hat noch jemals haben kann. Ich trage keine Bedenken zu behaupten daß, was sich hinter und über der Epilepsie Dostojewskis abspielte, dasselbe war, was hinter und über dem Nervenfieber Iwan's geschah, denn beide sind Blutsbrüder: es war die Zerrissenheit der Seele zwischen Gott und Teufel, zwischen Gut und Böse, zwischen Glaube und Sünde, zwischen Liebe und Haß, es spielt sich das gesteigerte Hiob'sdrama, die Empörung der zu kurz gekommenen Kreatur gegen den Schöpfer ab, gesteigert, weil Iwan die inzwischen in der Welt ins Ungeheure gewachsene Macht der Reflexion zu einem Betrug benützt: er läßt hinterlistiger Weise seine eigene Person ganz außer Spiel und empört sich um der „Andern“, um des „Kindleins“ willen, also unter dem täuschenden Vorwand der Sympathie. Es ist wahrscheinlich, daß diese Form der Empörung in schwächeren Graden heute am häufigsten vorkommt; jedenfalls ist sie die eine verborgene, unbewußte Seite der heute üblichen, auf Werte keine Rücksicht nehmenden, aber pathetischen und niedrig sentimental Philanthropie, die ja nicht ganz und gar Schwachheit und Feigheit ist, sondern eben auch einen Gran von positiver Empörung aus Mitleid mit anderen in sich hat. Iwan ist der tiefstge-

dachte Empörer der europäischen Dichtung, denn er hat jene Bewußtheit, die auch den bösen Menschen erst tief macht, nur Kierkegaard hat (wie ich es in meiner Schrift gezeigt habe) in der „Krankheit zum Tode“ diese Tiefe mit noch hellerer Bewußtheit als Philosoph und Denker erreicht. Die Herrchen, die heute in Romanen, Novellen, Versen und Feuilletons allerlei Krims-Krams-Einwände gegen das Weltregiment vorbringen, fallen ja alle unter die Kategorie „Spaß“; sie sind mit dem lieben Gott, an den sie überdies natürlich weder glauben noch nicht glauben — sonst sähen sie nämlich ganz anders aus — sofort wieder versöhnt, wenn sie ihren Schund bei einem Verleger untergebracht haben und der Bahr sie lobt. Wenn man will, kann man sich mit der Annahme trösten, daß die Literatur heute ungefähr die geistverlassenste Provinz dieses Planetenfeins ist, ein Blasen treibender Schaum, den ein Leben ausscheidet, das seine reineren Kräfte in verborgenen Tiefen bewahrt. Weil dem Glauben Kierkegaards die Verlorenheit einer alle Gewalten des Bösen zu Hilfe rufenden Empörung vorausging, hat seine Religiosität in so prägnanter Weise den Charakter der Poenitenz, gemäß dem Worte Pascals: Dieu serait injuste si nous n'étions pas coupables.

Nachdem ich so dargelegt habe, in welchem Sinn Kierkegaard vom Pfahl im Fleisch redet, kann (und muß) auch eine Frage erörtert werden, die einem neugierigen Zeitalter vielleicht am nächsten liegt.

Auf seinem Sterbebett sagte Kierkegaard zu seinem Freunde, dem einzigen, der ihn besuchen durfte: ich hatte einen Pfahl im Fleisch. Der Deutungen, was dieser Ausdruck im besonderen Fall Kierkegaards gemeint haben

könne, sind manche versucht worden. Es ist überaus wahrscheinlich, daß die letzte, von P. A. Heiberg (in Kierkegaard Studier: En Episode i Sören Kierkegaards Ungdomsliv 1912) versuchte die richtige ist. Der dänische Herausgeber der Werke Kierkegaards hat seine Untersuchungen mit jener Würde und Anständigkeit angestellt und dargelegt, die ein jetzt im Aussterben begriffenes Philologengeschlecht auszeichneten. Dafür muß man ihm Dank wissen. Es hätten ja auch die Feuilletonpsychologen darüber kommen können oder philosophierende Psychoanalytiker, deren harmlosere Naturen die Philosophie erwachsener Männer durch ihr eigenes infantiles Denken ersetzen oder gleich zu den Quellen gehen und die Ansichten des fünfjährigen Marl oder Frihl oder Schorschl über den Herrn Papa sich zur Gottesvorstellung Pascals sublimieren lassen, deren gefährlichere aber den psychischen Organismus der europäischen Menschheit durch und durch verfeuchen, denn sie gleichen den Schmeißfliegen, die mit Ekel erregender Perseveranz bald auf das Aas, bald auf die gesunde Speise sich setzen. Die Untersuchungen Heibergs machen es fast gewiß, daß Kierkegaard mit dem Pfahl im Fleisch eine Jugendverschuldung meinte, die so gut wie jedem anderen nichts bedeutet hätte, die ihn aber — „hier versteht ja schwer der eine den andern“ — bis aufs Blut peinigte. Wie groß hier die Unterschiede zwischen den einzelnen Menschen sein können, mag man aus dem „Begriff der Angst“ ersehen, einem Werk, mit dem die vorliegende Rede vieles gemeinsam hat und das ja auch zur selben Zeit heraus kam.

Die Jugendverschuldung war die fast schon abstrakt zu nennende Möglichkeit, Vater geworden zu sein ohne es zu wissen, ja ohne es jemals wissen zu können. Aber gerade

diese dialektische Schwierigkeit der Reue schon in der Bestimmung der Verschuldung, diese Unmöglichkeit ein Unrecht, von dem er nie erfahren konnte, ob es überhaupt geschehen war, wieder gut zu machen, mußte für Kierkegaard ein unerträglicher Gedanke sein, mußte ihm zum „Pfahl im Fleisch“ werden, denn sein Gefühl für Verantwortlichkeit war so stark, daß er immer Alles und das Ganze, das Offenbare und das Verborgene auf sich nehmen, daß er sich nichts entgehen lassen wollte. Aber hier war er ja zur absoluten Ohnmacht verdammt, hier wurde sein Stolz in den Staub gezerrt, und es war keine Möglichkeit, durch eigene Kraft sich zu retten, die ihn bei seiner Leidenschaft nur zum Irrsinn geführt hätte. Wenn nämlich ein leidenschaftlicher Mensch Gedanken hat, so hat er sie immer ganz, und wenn er irgendwo Gewißheit braucht, so verlangt er sie immer absolut und verachtet die „an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit“, verachtet alle nur relative Annäherung, verachtet jenen jämmerlichen Asymptotentrost einer modernen Bourgeois-Philosophie, die ihre Emotionen und Gedanken aus dem Leben des Geschäftsmanns und Advokaten sich holt. Strindbergs „Vater“, ein leidenschaftlicher Mann, der nicht an Gott und nur an die Unsterblichkeit im Kind glaubt, klammert sich nun ganz mit Recht an diese chimärische Idee und verlangt wenigstens unbedingte Gewißheit seiner Vaterschaft. Aber da keine Möglichkeit ist für einen Mann, die absolute Gewißheit seiner Vaterschaft zu erlangen, so wird „der Vater“ notwendig wahnsinnig, wenn er nicht vorher abspringt. Es besteht eine ganz bestimmte, nicht verwirrbare Korrelation zwischen den Begriffen: Glaube, Ewigkeit, Gewißheit, und Wissen, Zeitlichkeit, Wahrscheinlichkeit, so daß ein Mensch nur des Ewigen und

auch nur durch den Glauben gewiß sein kann, niemals der Zeit und dessen, was in ihr geschah und geschieht, durch Wissen. Gewißheit entspricht dem Ganzen und Totalen, das zu schwer ist, um vom Wissen gehoben und in schwebendem Gleichgewicht gehalten zu werden, wie andererseits alles Zeitliche zu leicht wiegt für die gewaltige Hebekraft des Glaubens, der einen Menschen sofort zu den ewigen Dingen empor-schnellt und innerhalb des Wahrscheinlichen nur Unheil anrichtet, wie darum auch das Wissen allein eine zu armselige Rüstung und kärgliche Nahrung ist, als daß ein Mensch mit ihnen allein dieses Leben aushalten könnte, vorausgesetzt, daß er mit dem Gesicht gegen die ewigen Dinge gewandt marschiert und nicht nur immer am Boden auf allen Vieren kriecht. Rierkegaard selber hat sein Erlebnis dichterisch gestaltet in der kleinen erschütternden Novelle „Eine Möglichkeit“, die in die große Leidensgeschichte „Schuldig-Nichtschuldig“ eingeflochten ist. Auch dort wird der Held, weil er keinen unendlichen, also religiösen Ausweg aus seiner Not und Ungewißheit findet, mit Schwachsinn geschlagen, der erst in der Versöhnung des Todes wieder von ihm genommen wird. Rierkegaard selber wurde von seiner Angst geheilt und vielleicht gerade durch seine Schuld in eine der tiefsten religiösen Wahrheiten eingeweiht, daß nämlich in solchen Fällen gar keine andere Rettung ist als „alle Sorge auf Gott zu werfen“. Der „Pfahl im Fleisch“ hat jedoch im Leben Rierkegaards eine große Rolle gespielt, er hat ihn, wie Tagebuchstellen zeigen, davon abgehalten, nach jenem Leben zu langen, das für ihn das höchste war, nach dem eines öffentlichen Reformators. Ob ihn seine Jugendverfehlung auch von der Heirat abgehalten hat, wie die deutschen Herausgeber und Verleger mit einer gewissen

ungenierten Positivität, die ja von jeher die Männer der „Satz“ — ein Schrempf sollte sich von ihnen doch etwas ferner halten — in geistigen Dingen auszeichnet, behaupten, nachdem sie kurz vorher wohl irgend ein „körperliches Gebrechen“ für den Grund gehalten hatten, ist eine sekundäre Frage, die man auch ruhig verneinen kann. Von einer Heirat hat Kierkegaard weniger seine Vergangenheit als vielmehr seine Zukunft abgehalten, nicht ein einzelner Grund, sondern eine Unendlichkeit, an der jede endliche Bestimmung zu scheitern wird. Darum kann ja auch Kierkegaard selber zum Verdruß aller Philister über sein „Verhältnis zu ihr“ niemals ein endgültiges Wort sagen, das ein ernsthafter Mann nun ruhig mit nach Hause nehmen kann, in der Zuversicht, die Sache sei jetzt ein für alle Mal erledigt, sondern es erwacht nach seinem eigenen Geständnis, so oft er tiefer über sie nachdenkt, sofort „ein Dichter“ in ihm („Im Verhältnis zum Dichter in mir ist sie wie ein schlaget an und gebet Feuer“). Man kann sich deshalb die vielen Redereien ersparen. Jeder große Mensch antizipiert irgendwie seine Zukunft und sein Schicksal, trägt sie in sich, seinen Zeitgenossen verborgen, ihm selber oft nur eine verzehrende Schwermut (Hölderlin: „die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht nicht ward“), eine dunkle, blinde Gewalt der Innerlichkeit, die in helleren Stunden zum sehenden Gefühl der Kraft wird, das Erfüllung heißt und zugleich verheißt; doch kann er es keinem andern sagen, da alles erst werden muß und sich im Laufe der Zeit in Tat und Gedanken explizieren und offenbaren soll. Zur Ruhe und Sicherheit, die alle weitläufigen Erörterungen abweisen, kommt die Erklärung erst im Religiösen, da heißt es kurz: „es lag ein göttlicher Protest vor“; „meine Person war mit Beschlag be-

legt.“ Diese Erklärung hinwiederum war so maßlos paradox, so lächerlich unverständlich und undiskutierbar für jeden Zweiten und Dritten und nur in der letzten Einsamkeit vor Gott gültig, daß er sie nicht sagen konnte, denn sagen konnte das ja auch ein Schurke, der eine leidige Verpflichtung los sein und ein bequemes Leben führen wollte, oder ein Wahnsinniger oder ein Trottel. Er mußte es erst in der Länge der Zeit durch sein Leben beweisen und offenbaren, daß er recht hatte. So ist es ja aber uns Nachgeborenen auch nicht schwer gemacht, wie es doch für seine Braut und deren Vater und Angehörige und seine Zeitgenossen überhaupt war, zu sehen, daß Kierkegaard zu anderem berufen war als dazu, Bürger zu werden und leibliche Kinder zu haben.

Daß Kierkegaard als strenger Christ — und hier noch als strenger Protestant — vom Neuen Testament nur mit Ehrfurcht redet, und jede literarische Ausbeutung und Anwendung religiöser Ausdrücke als Frechheit ansieht, ist klar. Ich habe manchmal, nicht wie im Traum, nur in der Erinnerung an einen fernen Traum, den platonischen Wunsch, ich weiß nicht, ob ihn andere auch haben, aber ich habe ihn: der Staat möchte auch eine geistige, und nicht bloß eine — noch dazu schlechte — bürgerliche Institution sein, so daß man feuilletonistischen Hanswürsten, die im Berliner Tageblatt beim Fall Traub und ähnlichen von „Märtyrertum“, „Dornenkrone“ &c zu reden wagen, in etwas derberer Weise auf die kloßigen Finger klopfen könnte, da sie ja vom Geist längst nicht mehr verwundet werden. Soviel ich weiß, gibt die christliche Kirche zum mindesten vor, an ein persönliches Fortleben nach dem Tod und an eine mögliche Erlösung des

Menschen durch Christus zu glauben. Ich bin nun nur ein Laie, nur ein Outsider, aber die Beantwortung der folgenden simplen Frage liegt ja auch noch im Machtbereich des gewöhnlichen menschlichen Verstandes: Wie können einer solchen Kirche noch Pfarrer angehören, die jene unbedingt notwendigen Grundlagen, ohne die das Christentum Galimathias und Blödsinn und überhaupt nichts mehr ist, leugnen, wie können sie sich wundern, daß sie hinaus müssen? Damit ist wohlverstanden noch gar nichts gesagt, wie weit die orthodoxen Pfarrer das Recht haben, sich Christen zu nennen, ob ihr Glaube die Wahrhaftigkeit und die Deckung der Innerlichkeit hat, ob sie sich im Klaren sind, was für eine verwegene und konsequenzenreiche Sache ein solcher Glaube sein kann. Darüber bin ich nicht informiert, es geht mich hier auch gar nichts an. Aber soviel ist doch gewiß, daß die liberalen Pfarrer wie Ratho, Traub usw. glatte Monisten und platte Pantheisten sind, mit Neigung zu jener Sorte von Optimismus, die von Schopenhauer — und wohl allen tieferen Menschen — für die eigentlich perverse und ruchlose Sinnesart der Menschen in religiösen Dingen gehalten wurde, die sie ja auch befähigt, die Hilfe des Berliner Tageblatts anzurufen und ohne Scham anzunehmen, und die ihnen schließlich auch das Einverständnis mit allen Masseninstinkten und Mächten sichert. Wo ist da Märtyrertum und Dornenkrone? Was ist das für ein bequemes Gefasel? Soviel lehrt doch die Geschichte, daß wer immer reformieren wollte, einen tieferen wie höheren Standpunkt als die jeweilige Kirche einnehmen, tiefer zur Sünde hinab und höher zum Glauben hinauf steigen mußte; alles andere zählt nicht und ist verwerflich. Und monistischer Optimismus und vager Pantheismus sind doch wohl die nieder-

sten und flachsten Standpunkte, die überhaupt ein Mensch, der es mit dem geistigen Leben zu tun hat, einnehmen kann. Wer das bedenkt, versteht leicht, warum Kierkegaard von den liberalen Pfarrern nicht gelesen, oder wenn doch, nicht genannt wird, denn ein Reformieren nach Art des Liberalismus mit Hilfe von Journalisten haßte er aus ganzer Seele. Jedenfalls sollte man immer von neuem die schamlose Lüge bloßstellen, es sei mit einer Gefahr verbunden und gehöre Mut dazu, heute im Berliner Tageblatt gegen Autorität von Staat und Kirche schöne Sprüche zu machen. Du lieber Himmel, als ob der in Skepsis grau gewordene Mauthner nicht auf der Stelle sein Gemäuschel im Himmel einstellen und in einen Berliner Redaktionspalast verlegen würde, wenn Gefahr drohte, daß ihm von Staatswegen mit dem Stock die verecundia eingebläut wird, zu der er anders nicht kommen kann. Alle sind Betrüger, ob sie nun bloß sich selber, oder was die Regel der Gemeinheit ist, zunächst andere betrügen, alle, die behaupten, das wirksame Böse dieser Welt sei heute in Staat oder Kirche verkörpert, die doch beide innerlich so kraftlos sind, wie nie zuvor, so ohne irgendwelchen Glauben an irgendwelche Idee, daß sie als geistige Größen gar nimmer zählen. Das aktive Böse dieser Welt ist heute in Westeuropa in der Form der Formlosigkeit in Presse und Publikum zu Hause, in Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank- und Geldwirtschaft, lauter anonymen, vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächten. Ich werde aber von dem Glauben nicht lassen, daß der blutrünstigste Tyrann noch leichter zu jenem geistigen Verantwortlichkeitsgefühl gelangen kann, ohne daß keiner herrschen darf, leichter, sage ich, als die von Verleger, Abonnenten und Inserenten abhän-

gigen Redaktionskollegien in Massenaufgaben erscheinender liberaler und sozialdemokratischer Zeitungen und Zeitschriften (es gibt ja heute im Deutschen Reich nicht einmal eine Zeitschrift, die es wagen würde, diesen Aufsatz abzudrucken; alle haben sie entweder gar keinen Charakter oder nur den ängstlich bornierten, von hunderttausend Rücksichten auf endliche Mächte und Eitelkeiten, aber keiner einzigen auf das Eine, was not tut, gequälten einer politischen Partei), leichter auch als Bankiers und Mitglieder anonymen Aktien-Gesellschaften, die für hohe Dividenden Werte der Kultur ohne ein Achselzucken hingeben.

Im Warenhaus unserer liberalen Zeit wird alles feilgeboten, auch Religionen. Manchmal müssen sie verramscht werden, denn es kommen ja immer wieder neue Artikel herein, und, man kann nicht leugnen, recht artige Artikel. Ich begrüße es immer mit Freude, wenn diese unverständliche Welt an irgend einem Punkt wieder Sinn bekommt, wenn, was im Gedanken zusammengehört, auch in Wirklichkeit trinkbrüderlich sich findet. Es wäre doch schade gewesen, wenn Hermann Bahr und Johannes Müller, nur als die Vorstellungen, die ich von ihnen habe, in meinem Kopf und nicht in Wirklichkeit, (laut Berliner Tageblatt) als Fleisch und Blut im Aelplerkostüm mit nackten Knien und tanzend (wenigstens der Müller) im Hofe des Schlosses Mainberg, das der deutsche Nachfolger Christi bewohnt, sich gefunden hätten. Es wäre schade gewesen, denn ich weiß zwar nicht, was beide im Anfang waren, aber gewiß ist, daß sie inzwischen Zwillinge geworden sind. Besteht des einen Liebe zur Kunst darin, daß er jeden Schmierer zum Dichter proklamiert, so drückt sich des anderen Religiosität dadurch aus, daß er zu jedem Dreck Ja sagt und aus Menschen, denen

vor ihrem allzu intensiven Menschsein zu grauen anfang, wieder quietschvergnügte Schweinderln macht. Ich muß das Wort wiederholen: zu jedem Dreck Ja sagen, zunächst bei sich, dann notgedrungen bei anderen, das ist die Religion des Warenhaus-Liberalismus und seine Menschenliebe. So möchte er heute auch gerne Dostojewski verstehen, recht als ein ahnungsloses Bählamm, das gar den Bahr für einen Propheten und den tanzenden Müller für den Evangelisten Johannes gehalten hätte. Aber wenn Dostojewski dem schmutzigsten Bettler, dem ekelerregenden Kranken, dem verruchtesten Mörder, nicht aus Liebe zum Schmutz, zur Pest oder zum Verbrechen, sondern aus heroischem Verantwortlichkeitsgefühl und aus heißer Sehnsucht nach Erlösung die Hand gegeben hätte, er würde sie — und dafür sind in seinem Werk genug Anhaltspunkte — vor den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, die ausgespieen werden, vor einem Berliner Tageblatt-Literaten zurückgezogen haben. Man sehe sich nur seine Feinde an, gegen die er mit Haß, ja wohl mit Haß kämpfte, sie gehörten alle samt und sonders der „Intelligenz“ an, nur daß sie es an geistiger Verworfenheit und alles mitmachender Charakterlosigkeit mit ihren heutigen Vertretern nicht aufnehmen konnten; denn die machen jetzt natürlich auch das neue Irrationale und in Kürze auch Rierkegaard mit. Das Schmählischste an dieser Charakterlosigkeit ist vielleicht überhaupt die Frechheit, mit der sie große Namen akkapariert. Was da der Mauthner für seine Person allein zu Wege bringt, ist nicht zu sagen. Wahrscheinlich weil Cotta seinen Lexika füllenden Schmarrn verlegt, ist er mit Goethe auß intimste befreundet, „du Lieber“ und ähnliches darf er zu ihm sagen, und kriegt keine Ohrfeige. Rant hat die Sprachkritik versäumt, aber vorausgeahnt (eine

nicht auszudenkende Frechheit!), also ein gescheiter Kopf einesteils wenigstens, andernteils auch wieder dumm, denn er war fromm und glaubte an Gott, diese „abstruse“ Idee, überhaupt das Modell zum Gregers's Werke, ging immer mit einem Spielzeug in der Tasche herum, jener ethischen Forderung, die bereits verjährt war, als Mauthner das erste Feuilleton schrieb. Aber am meisten mißbraucht er doch den Namen Schopenhauers. Alle Augenblicke, so oft er wieder ein Häuflein hinsetzt, und er kann sich ja nicht beherrschen, ist wie ein Säugling, läßt einfach immer alles laufen, tut er, als würde ihn Schopenhauer, wären sie Zeitgenossen gewesen, zweimal in der Woche zum Abendschoppen eingeladen haben; und gehört doch wenig Psychologie dazu und ist gar kein Wagnis, die Behauptung auf sein Gewissen zu nehmen, daß Schopenhauer für einen Mauthner, wenn er's überhaupt so weit hätte kommen lassen, nur einen Fußtritt übrig gehabt hätte, ganz abgesehen davon, daß ein Mauthner als Zeitgenosse Schopenhauers dessen Genialität selbstverständlich nicht erkannt hätte, so wenig er heute die Kräfte kennt, an deren Werken die Mauthner der nächsten Generation schmarröhen werden. Was ist das doch für eine lächerliche Bagage, die sich mit Hausiererzudringlichkeit an Tote heranschnorrt, gegen welche entweder Neid und Haß und Empörung oder Staunen und Bewunderung und Schweigen ihre einzig sinnvolle Reaktion wären. Und niemand nimmt sich der Toten an. Warum auch! Wo die Lebenden tot sind, haben auch die Toten, die lebendig sind, ihr Recht verloren.

* * *

Ich habe einen Satz der Rede im Druck sperren lassen, diesen: Hat Gott je mit einem Menschen einen Pakt geschlossen im Aeußeren? Es ist der Kardinalsatz der auf Geist und Innerlichkeit zurückgezogenen Religiosität Rierkegaards.



Der Pfahl im Fleisch

2. Kor. XII, 7.

Da es der Heiligen Schrift Bedeutung ist, den Menschen ein Dolmetsch des Göttlichen zu sein, da es ihre Forderung ist, den Glaubenden Alles von Neuem zu lehren, so folgt ja daraus von selber, daß ihre Sprache der Gottesfürchtigen Rede vom Göttlichen gebildet hat, daß ihre Worte und Ausdrücke immer und immer wieder tönen an den heiligen Orten, in jeder feierlicheren Rede vom Göttlichen, ob nun der Redende sucht, das Bibelwort zu erklären, indem er dem Worte gibt, was des Wortes ist, oder zu dem Bibelwort hinsucht, als der in all ihrer Kürze deutlichen und vollständigen Erklärung des Vielen, das er geredet hat. Aber auch in täglicher und weltlicher Rede hört man zuweilen ein Bibelwort, das sich vom Heiligen verirrt hat in die Welt — verirrt, denn die Art, in der es gebraucht wird, zeigt deutlich, daß es nicht freiwillig seine Heimat verlassen hat und sich nun umtreibt zwischen der Menschen weltlichem Dichten und Trachten, um Einen zu gewinnen, sondern daß es geraubt wurde. Der, der es anwendet, wird nicht erschüttert durch das Bibelwort, läßt seinen Gedanken nicht zurückgehen mit ihm, um dessen ernststen Platz in der heiligen Verbindung zu finden, erschrickt nicht bei der Vorstellung, daß es eine Schändung ist, das Wort so zu gebrauchen, selbst wenn der Gebrauch, weit entfernt eine Frechheit zu sein, nur ein in menschlichen Augen entschuldigbarer Leichtsinn ist.

Ein solcher biblischer Ausdruck, den man oft trifft, wo man ihn am wenigsten erwarten sollte, von dem man manchmal einen Gebrauch gemacht findet, zu dem er sich am wenigsten zu eignen scheint, ist der vorgelesene: Der Pfahl im Fleisch. Aber wie dieser Mißbrauch an und für sich beklagenswert ist (denn wir denken ja nicht an eines frechen Spottes Vermessenheit, sondern nur an die flüchtige Anwendung des Wortes wie im Spiel der Gedanken, die scherzende Verbindung, die der Leichtsinn es mit des Lebens Geringsfügigkeiten eingehen läßt), so kann es auch auf eine ganz eigene Weise eine sorgenvolle Folge haben, so einer plötzlich dazu käme, jene Gefährlichkeit des höchsten Lebens zu bedenken, von der das Wort redet: daß er da überwältigt würde von der Angst gleich dem, der die tödtliche Waffe in seiner Hand hielt und Scherz mit ihr trieb, nicht wissend, daß sie tödtlich war. Und furchtbar, ja gleichsam tödtlich ist gewiß das Wort, da es von dem tiefen Schmerz zeugt, der Ablösung und Gegensatz ist zu dem, was herrlicher als irgend ein irdisches Glück ist, als irgend eines bloß menschlichen Gedankens herrlichste Vorstellung, Gegensatz zur höchsten Seligkeit, so wie sie erlebt wird, wenn sie unsagbar ist; allen Ernst und Nachdruck hat das Wort, da es der Apostel Paulus sagt, ein Mann, der solche Wechselfälle nicht erlebte, weil er sein Leben Leidenschaften zur Beute hingegen geben hatte, da im Gegentheil die tiefste Erfahrung und die vollgewisse Einsicht ihm einen sicheren Geist gegeben hatten. Ist dieses nicht furchtbar! Ruhe sucht ja der Mensch, aber es wechselt: Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod; Ruhe sucht ja der Mensch, aber es wechselt: Glück und Unglück, Freude und Sorge; Ruhe sucht ja der Mensch und Beständigkeit, aber es wechselt: des Vor-

sageß Glut und der Ohnmacht Ekel, der Hoffnung grüner Wald und der Erfüllung verwelkte Herrlichkeit; Ruhe sucht ja der Mensch, wo sucht er sie nicht, selbst in der Unruhe der Zerstreung, wo suchte er sie nicht vergebens, selbst im Grabe! Aber ein Apostel — er redet in den stärksten Ausdrücken von einem Pfahl im Fleisch, von einem Engel Satans, der ihm auf den Mund schlägt, und ihn auch so daran hindert, jene unsagbare Seligkeit auszusagen. Also je eifriger man vorwärts drängt, umso gefahrvoller wird Alles; also verzehrt jeder Eifer den Eifernden, und am furchtbarsten, wenn es der Eifer um Gott ist in des Herrn Dienst? Nein, so redet der Apostel nicht, wie ein verbitterter Mann, der nur ein verzweifelter Zeuge dabei ist, wie er selber hin- und hergeworfen wird und höchstens die Wechselfälle zu schildern versteht. Daß es ihm nicht gestattet wird, im dritten Himmel zu bleiben, ja daß es ein Engel Satans ist, der ihn wieder herunterholt und ihm auf den Mund schlägt, das weiß er; er weiß, daß in gewissem Sinn die Verbindung des Erdenlebens mit der Seligkeit allzeit eine unglückliche Ehe ist, und daß die in Wahrheit selige Verbindung erst im Himmel geschlossen wird, wie sie dort ja im Anfang geschlossen wurde; aber er weiß zugleich, daß es ihm von Nutzen ist, und daß dieser Pfahl ihm ins Fleisch gegeben ist, damit er sich nicht überhebe. Daran erkennt man den Apostel, daß er nicht unsicher wird, was doch wohl auch dem Redlichen geschah, der vielleicht des Himmels Seligkeit vernahm, aber dann, als die Dornen zu stechen und zu brennen begannen, nichts anderes wußte als zu jammern. Wenn jener Engel Satans hervorstürzt aus seiner Finsterniß, wenn er mit der Ploßlichkeit des Blitzes da ist, um den Apostel zu erschrecken, da ist es wohl ein Engel Satans, wie der

Apostel sagt; aber wenn er doch weiß, daß es ihm von Nutzen ist, da ist ja jener Schrecken nicht mehr ein Engel Satans; denn das hat man doch wohl noch nie gehört, daß ein Engel Satans kam, um einem Menschen zu nützen. Es ist nun nicht so, wie menschliche Weichlichkeit es vielleicht wünschen könnte, daß das höchste Leben ohne gefahrvolle Leiden ist, sondern es ist vielmehr so, daß ein Apostel niemals ohne Erklärung ist, niemals ohne Autorität.

So sind wir dem Worte zurückgefolgt zur Bibelstelle, dem biblischen Ausdruck zurück zu seinem Ursprung, dem Apostel Paulus, und stehen nun bei unserem Text, wie wir ihn gelesen haben. Hier ist er oft gelesen worden, wieder und wieder. Hier haben ihn die Schriftgelehrten erklärt; wer möchte fertig werden, wenn er das Sinnreiche und Törichte nennen wollte, das gedient oder dienen gewollt hat, diese Stelle zu erklären, die, da sie nun einmal das Vorrecht hatte ein Rätsel zu sein, jedem eine günstige Gelegenheit, Bibelerklärer zu werden, zu bieten schien. — Hier hat ein in eittem Leiden Bekümmerter es gelesen, bis er Trost fand nicht in Erbauung durch den Apostel, sondern in dem zufälligen Umstand, daß er genau an derselben körperlichen Krankheit litt, die der Apostel nach seiner Meinung mit dem Wort angedeutet haben soll. — Hier hat ein schwermütiger Jüngling es gelesen, jedoch er ließ sich nicht Trost aus der Schrift, sondern Angst in die Seele, so daß er nicht einmal den Mut hatte, einen nach der Erklärung zu fragen. Ach, er bekam vielleicht niemals eine Erklärung, aber diese Angst vor einem unerklärten Schrecken wurde ihm zum Dorn im Fleisch. — Hier hat ein selbstbestellter Apostel eine Beweisstelle gefunden, daß er Gottes ausgewähltes Werkzeug sei, denn er hatte ja einen

Wahl im Fleisch. — Hier hat ein in Feigheit Glaubender es gelesen und gemeint, daß solches nur einem Apostel geschah, nicht ihm, der ja in seinen eigenen Augen demütig genug war das Große nicht zu begehren, umso weniger als der Gedanke an das damit verbundene Leiden für seine Feigheit schon genug war. — Hier hat ein einfältiger Frommer es gelesen und es viele Male gelesen, aber niemals geglaubt, es eigentlich zu verstehen, weil er gering von sich selber dachte und seinen Leiden im Vergleich zu denen eines Apostels.

Das sei nun gesagt; aber ehe einer bei einem Apostel Trost in seinem Leiden und Führung in seinem Kampf sucht, durchforsche er sich selber, ob sein Leiden doch nicht mit einem Lächeln abgetan werden muß, ob das Leben ihn so ernstlich geprüft hat, daß es nicht ein Scherz ist, wenn er verlangt daß ein Apostel ihm helfen soll, ob er im Ernst darauf vorbereitet ist, daß der Apostel nicht viele Augenblicke auf weltliche Sorgen zu verlieren hat, daß er ihn hurtig von dem Streit, der vielleicht dem Leidenden schon schwer genug vorkommt, hinausführt in den entscheidenden Streit, wo das Leiden hingehört, von dem der Apostel redet. Laßt uns niemals das Heilige mißbrauchen; und wie oft hat man nicht schon das Fleisch gepflegt, indem man den höchsten und stärksten Trost zur Linderung weltlicher Sorgen verwandte, ohne verstehen zu wollen, daß die Worte des Trostes erst noch tiefer verwunden müssen, ehe sie heilen können. Hat Gott je einen Pakt geschlossen mit einem Menschen im Aeußeren? Gilt es vielleicht von jedem Leiden, daß man Gott dafür danken soll, daß man in ihm nicht versucht wurde? Vielleicht auch von dem Leiden, in dem die Seele sich zum Glauben kämpft, oder

von jenem, in dem der Glaube über die Welt siegt? Vielleicht auch von dem Schmerz, in dem die Hoffnung geboren wird, oder von jenem, in dem sie unerschütterlich wird? Vielleicht auch von der zehrenden Krankheit, in der die Selbstliebe ausatmet, bis die Liebe Gott erkennen lehrt; oder von dem Elend, in dem der äußere Mensch abblättert, bis der innere sich aus dem Vergänglichen hervorwickelt? Aber soll es nicht Weisheit heißen, so zu beten, soll vielmehr eine solche Weisheit bei ihrem rechten Namen genannt werden, soll sie Torheit heißen, die des Geistes Sinn verloren hat und nichts geistig verstehen kann; soll sie Feigheit heißen, die in schillerndem Mißverständnis glücklich werden und nicht wissen will, daß es ein Mißverständnis ist; soll sie Vermessenheit gegen Gott heißen, weil sie ihn umschaffen will, verleitet von menschlicher Zämmerlichkeit; soll sie Verrat an der Menschheit heißen, weil sie das Heilige um seine Bedeutung betrügen will, den Streitenden um Anderer Dank, den Sieger um seinen Lohn — da wäre es wohl besser, man redete anders von einem solchen Leiden. Man warne davor, hier den Helden spielen zu wollen, hier Soldat für eigenen Sold, hier sein eigener Lehrer sein zu wollen, der des Leidens Grad bestimmt und den Vorteil berechnet, man warne davor, daß einer sich in selbstbeschworenem Streit versuche und nur zu neuer Eitelkeit komme, so daß das Letzte schlimmer ist als das Erste; aber da erinnere man auch daran, daß Leiden mitgehört, und daß keiner ohne Leiden in Gottes Reich eingeht. Allein daran erinnert zu werden ist eine Anweisung, daß nicht der Unfechtung Not unerwartet über einen komme wie ein Dieb in der Nacht, wie die Geburtswehen über den, der nicht ahnte, daß er ein Gebärender war. Das hat der Apostel getan.

Selber ward er am schwersten versucht, denn er erfuhr Leiden, die bis dahin kein Mensch erfahren hatte, so gewiß als ja ein höheres Leben in einem Apostel war als in irgend einem früheren Menschen, was ja andeutet, daß auch die Leiden qualvoller waren; er erfuhr sie so, daß er nicht eines Andern Anweisung suchen oder durch eines Andern Erfahrung gestärkt werden konnte, aber da hinterließ er sich auch ein Zeugnis, und „der Pfahl im Fleisch“ wurde zur Warnung, zur Erinnerung, daß ein Mensch doch allzeit in Gefahr geht, wo er auch gehe, daß selbst der, der nach dem Höchsten griff, doch nur darnach jagt verfolgt von jenem Engel Satans, dessen Angriff indessen wie alles dem Glaubenden zum Guten dienen muß.

Es soll aber die Rede dieses Mal nicht nach dem apostolischen Trost trachten, oder suchen einem zur Beruhigung zu reden, sondern sie will, wenn möglich, zum Schrecken reden. Denn es ist ein tiefer und unergründlicher Sinn im Dasein, eine von Ewigkeit her getroffene Uebereinkunft zwischen dem Irdischen und dem himmlischen Augenblick, ein wunderbarer Zusammenhang zwischen dem was zusammen gehört: Sorge und Trost. Wenn deshalb ein Mensch darüber klagt, daß da kein Trost für ihn ist, weil sein Leiden über alle Maßen sei, hat dies seinen Grund darin, daß er Schrecken und Not nicht tief genug faßt, daß er doch lieber will, daß alles sich verwirre, und Zerstreuung sucht in der eitlen Linderung, daß da kein Trost war, als daß er sich selber richte und sich demütige unter die Zuversicht, daß es keine übermenschliche Versuchung gibt.

So wollen wir reden vom Pfahl im Fleisch.

Der Apostel Paulus war, wie ja allen bekannt ist, ein in vielerlei Leiden erprobter Mann. Wenn deshalb der Leidende, was nur allzuoft geschieht, anstatt Anweisung in dem dargebotenen Trost zu suchen, hinterlistig wird, Ausflüchte sucht, statt zu bedenken, ob der Redende nun wirklich erprobt ist, erprobt gerade wie er selbst es ist, denn sonst mangelt er ja der Erfahrung; wenn der Leidende, eine Beute der listigen Erfindungen jener verborgenen Eitelkeit, mancher Zeugen sonst glaubwürdiges Zeugnis verschmähen sollte, den Apostel Paulus wird er doch wohl nicht verschmähen. So nenne denn deine Leiden, oder wenn deiner Sorge Spitzfindigkeit dich sogar neidisch gemacht hat auf den Apostel und seine Unerfroffenheit, so denke dir Leiden aus; du sollst wohl den Apostel darin erprobt finden, wenn es dir auch nicht glücken wird, ihn nach deinem Sinn umzubilden, ihn aufzuhalten im Lauf, so daß er mit dir weiterschweifig wird in der Leiden Weitläufigkeit. Wie das Auge den, der läuft, nicht recht fassen kann, weil er läuft, so ist es hier mit den Leiden; die zukünftigen bekommen nicht Zeit, den Apostel zu erschrecken, die vergangenen bekommen nicht Zeit, ihn festzuhalten, denn er läuft. Aber erprobt hat er das Leiden doch, und man soll ja einen Apostel nicht darüber belehren, daß das Leiden furchtbarer wird, wenn man stille sitzt, entkräftet vom Vergangenen und nur im angstvollen Umgang mit dem Künftigen, sondern soll vielmehr von ihm lernen zu laufen und den Lauf zu vollenden. Nenne nun die Leiden, die, welche einen Menschen vernichten, indem sie alle Qual in des Augenblicks Kürze gießen, die langwierigen, die ihm langsam die Seele aus dem Leib martern, nenne dies: verspottet zu werden wie ein Schwachköpfiger, geflohen zu werden wie ein Uerger-

niß, nenne Lebensgefahr, Blöße, Gefangenschaft, Ketten, nenne alle des Mißverständnisses tiefe Kränkungen; nenne dies: alle schlafend zu finden ausgenommen das Mißverständnis, nenne dies: begrüßt zu werden wie ein Abgott, wenn man ein Apostel ist, vergessen zu werden, sobald man weg ist, die gute Sache aufgegeben zu sehen von Freunden, die feige wurden, unterstützt von Feinden, die nach Verwirrung trachten, nenne dies: verlassen zu werden von denen, auf die man baut, verlassen von den Schwachen, die sich selber helfen wollen, für einen Verführer angesehen zu werden, wenn man der Wahrheit Zeuge ist, der Sünde Vorwand zu geben zu neuer Sünde, wenn man der Wahrheit Lehrer ist, für schwach zu gelten, wenn man mild, für hochmütig, wenn man streng, für selbstliebend, wenn man väterlich bekümmert ist; fahre fort, wenn es dich gutdünkt, du sollst den Apostel erprobt finden. Aber alle diese Leiden nennt er doch nicht den Pfahl im Fleisch.

Der Unterschied ist wohl der: alle jene Leiden sind nur im Aeußeren; selbst die Bekümmernung um die Gemeinde, selbst die tiefe Sorge über das Mißverständnis, wie schwer sie ihm auch im Sinn liegt, er hat sich doch nichts vorzuwerfen; unter all diesem Leiden siegt die Zuversicht, daß er im Einverständnis mit Gott ist. Ob da auch des Lebens Gang gegen ihn zeugt, ob Gott gleichsam aus der Welt flieht und ihn ohne Zeugnis läßt; denn das ist ja das Zeugnis, das jeder Mensch, selbst ein Apostel, am besten versteht: daß das Gute, für das er arbeitet, Fortgang hat, daß die Wahrheit, die er verkündet, siegt, daß die heilige Sache, für die er kämpft, Segen hat, und die Arbeit Lohn, und die Mühe Fruchtbarkeit, und die Anstrengung Bedeutung, und der Streit Entscheidung, der Tage und Nächte Schlaflosigkeit eine herr-

liche Anwendung — ob selbst die Welt und das Sichtbare so von Gott verlassen sind, er hat doch des Geistes Zeugnis, daß er Gottes Mitarbeiter ist. Was ist da also für Not! Schon im nächsten Augenblick kann ja alles sich ändern; ist Gott auch entflohen, er ist ja doch im Himmel, wo der Apostel ihn und des Menschen Sohn sieht — nicht sitzend, ach wie sollte er sitzen können, wenn der Apostel so verlassen ist, nein, erhoben, und der Apostel sieht ihn, wie Stephanus, stehend zur rechten Seite der Kraft, hilfsbereit. Ja soll auch alles eitel sein, hingeweht werden, wie eine Einbildung, soll auch nichts, gar nichts ausgerichtet werden, und das Leiden das einzige Wirkliche sein, soll eines langen Lebens rastlose Ausopferung bedeutungslos werden wie ein Fechten in der Luft, der Apostel ist doch dessen gewiß, daß weder Engel noch Teufel, weder Gegenwart noch Zukunft ihn von der Liebe reißen können, die als Gottes Zeugnis in seinem Herzen lebt. Und was ist so alles irdische Leiden gegen diese Seligkeit! Ist er nicht, wiewohl gegenwärtig im Leib, doch abwesend, weit weg, so daß nur die betrogen sind, die meinen, ihn zu verwunden! Denn was für eine leere Einbildung ist nicht ein Gefängnis, wenn der gefangene Mann, den es einschließt, in den dritten Himmel hingerrückt ist! Was bedeutet es, den zu verspotten, der nichts hört als unsagbare Reden, den hinzurichten, der abwesend ist!

Hingerrückt in den dritten Himmel. Paulus war sonst nicht unbekannt mit dem, was Freude ist im Leben; daß er hoffen durfte das Wort bis nach Spanien zu verkündigen, daß er nach seiner Abreise von einer Gemeinde Einige gewonnen zurückließ, Einige bestärkt, Einige wiedergewonnen; daß er die eine Gemeinde verließ, um zur andern zu reisen; daß Einige ihm doch treu blieben, daß seine väterliche

Bekümmernng ihm doch zuweilen eines Sohnes Hingebung gewann! Wie muß die Freude herrlich gewesen sein, wenn der Wunsch erfüllt wurde, wenn er nicht mehr danach verlangte, die Geliebten zu sehen, wenn er bei ihnen war, wenn er des Geistes Gnadengabe mit ihnen teilte, sich selber stärkte indem er andere stärkte und bereicherte. Aber diesen Ausdruck, hingerückt zu sein in den dritten Himmel, theilhaftig gemacht hoher Offenbarungen, eine unsagbare Seligkeit zu vernehmen, kann er ja doch nicht gebrauchen, hat er nicht gebraucht von jener schönen Freude, die er ja mit den andern teilte. Aber jene unsagbare Seligkeit konnte er nicht aussagen — ach, und um ihn daran zu hindern, war ihm ein Pfahl ins Fleisch gegeben.

Also jenes Leiden und diese Seligkeit entsprechen einander. Ist es so, daß jene Seligkeit nur einem Apostel vorbehalten ist, da fürchte keiner das Leiden. Aber ist es so, dann kann man ja darüber nicht reden und ist der Mühe nicht wert, darüber zu reden, und schon unerklärlich, daß der Apostel darüber geschrieben hat. Wohl faßt er sich kurz, und seine Darstellung erweist sich auch dadurch himmelweit verschieden von dem läppiſchen Tand, der sich mit heiligen Namen aufschminkt; aber ein Apostel ist doch wohl der, der zuletzt von allen Rätseln schreibt, die niemand erraten kann, sondern die höchstens den aufhalten, der sie erraten will; ein Apostel, der Alles für Alle zu sein sucht, ist wohl der, der zuletzt etwas so Besonderes sein will, daß er in dieser Hinsicht für Jeden zu gar nichts würde. Versagt sei deshalb alle Neugierde, die gerichtet ist ohne es selber zu wissen; denn ihr Urteil ist, daß sie es entweder nicht verstehen kann, oder es verstehen können muß, und ihre Sünde ist, daß sie entweder das Geringere ver-

schmäht, um sich den Kopf zu zerbrechen über das Räthselvolle, oder daß sie hinterlistig ihre Gaben anwendet, um es unverständlich zu machen, und heuchlerisch so tut als sei dies das Verständniß zu wollen. Jeder prüfe sich selber, sei vor sich selber in dem, was er erlebt hat, wahrhaftig; aber keiner vergesse, daß des Geistes Seligkeit und des Geistes Leiden nicht etwas Aeußerliches sind, wovon einer aufrichtig und in Wahrheit sagen kann: dies zu erleben gab mir mein Leben keine Gelegenheit. In der Welt des Geistes gibt es keinen Spaß und Spuk; da machen nicht Glück und Zufall den Einen zum König, den Andern zum Bettler, Einen schön wie des Ostens Königin, einen Andern elender als Lazarus; in der Welt des Geistes ist nur der ausgeschlossen, der sich selber ausschließt; in der Welt des Geistes sind alle eingeladen und die Rede darüber deshalb sicher und unerschrocken; denn sie geht alle an, wenn anders sie einen einzigen angeht. Wozu da Neugierde zu erraten, was durch Gott jedem Menschen die Gelegenheit gegeben wurde zu erleben, ja was ihm so nahe gelegt ist, daß sogar gesagt werden muß: er muß es verstanden haben. Denn wenn ein Mensch stürbe ohne verstanden zu haben, wie das doch sein muß, reich zu sein, oder schön zu sein, oder König zu sein, oder wie das doch sein muß, verkannt zu sein, gering geachtet, arm, blindgeboren, ausgestoßen aus dem Geschlecht, wenn er stürbe, ohne die räthselvolle Rede eines alten Weisen von dem, was des Erdenlebens schönste Bedeutung ausmacht, verstanden zu haben, daß, ob man heirate oder nicht heirate, man beides bereue; ob man wohl deshalb mit Recht von ihm sagen könnte, daß er das Leben nicht benützt habe? Aber wenn ein Mensch stürbe und niemals erfahren hätte, was es heißt mit Gott zu

streiten, wäre es ein Zeichen dafür, daß der, den man begrub, selten groß war in Gottesfurcht? Oder wenn er niemals erfahren hätte, was es heißt, von Gott verlassen zu sein, wäre es ein Zeichen dafür, daß der, den man begrub, in seltenem Sinn ein Liebling des Herrn gewesen war? Oder wenn er niemals des Herrn Zorn erfahren hätte, und dessen verzehrendes Feuer, ja niemals davon geträumt, daß es so etwas gebe, dürfte das sein Trost sein im Tod, seine Rechtfertigung im Gericht, ihm ein Zeichen dafür, daß er wie kein anderer Gottes Freund gewesen war; oder könnte er Genüge leisten mit der Antwort: So etwas habe ich keine Gelegenheit gehabt zu erleben? Ach, gesetzt ein solcher wollte dessen ungeachtet jenen Ausdruck erklären, gesetzt, es zeigte sich, daß er auch verstand, was ein Pfahl im Fleisch zu bedeuten habe, daß es nämlich der Geist war, der ihm zum Pfahl im Fleisch geworden war und, wenn der bloß ausging, da hatte er auch seinen Schmerz verwunden, da war es ihm geglückt die Angst auszutreiben, die doch die Liebe nicht ganz austreiben soll, die der Glaube nicht ganz auszutreiben vermochte, nicht einmal in einem Apostel.

Der Pfahl im Fleisch ist hier der Gegensatz zu des Geistes unsagbarer Seligkeit, und der Gegensatz kann nicht im Aeußeren sein, als könnten Leiden, Ketten, die Geißelungen der Mißverständnisse, des Todes Schrecken die Seligkeit von ihm nehmen oder als könnte aller Erfolg der Lehre, des Glaubens Sieg in der weiten Welt ihm den Mangel völlig ausfüllen. Sobald er das Leiden vernimmt und der Pfahl brennt, hat der Apostel allein mit sich selbst zu tun. Die Seligkeit ist verschwunden, sie verschwindet mehr und mehr, ach ihr Besitz war unsagbar, auch der Schmerz ist unsagbar,

da er nicht einmal den Verlust aussagen kann und die Erinnerung nichts vermag als in Ohnmacht zu versinken! Hingerückt gewesen zu sein in den dritten Himmel, geborgen in der Seligkeit Schoß, ausgeweitet in Gott, und nun mit dem Pfahl im Fleisch eingespannt in die Sklaverei der Zeitlichkeit! Reich gewesen zu sein in Gott, unsagbar, und nun vernichtet zu Fleisch und Blut, Staub und Vergänglichkeit! Sich selber gegenwärtig gewesen zu sein vor Gott, und nun verlassen von Gott, verlassen von sich selber, nur mit einer armjeligen schwachsinnigen Erinnerung getröstet! Schwer genug für einen Menschen, menschliche Treulosigkeit zu erfahren, aber zu erfahren, daß auch bei Gott Veränderung ist, Wechsel des Lichts und Finsternis, daß es einen Engel Satans gibt, der Macht hat einen Menschen aus der Seligkeit zu vertreiben! Wo ist da Sicherheit für einen Menschen, ist sie nicht einmal im dritten Himmel! Doch nein, nein, wir wollen uns nicht verirren; denn so, wie wir jetzt reden, wird ja in der Welt geredet von denen, die nicht wissen, wovon sie reden, und nur von dem zeugen, was sie erfahren haben, aber nicht demütig zu reden verstehen wie ein Apostel, Gott hingegeben, was auch geschehe. Der Apostel sagt, daß er weiß, daß dieser Wechsel ihm von Nutzen ist. Wie einfach, einfältig, wie mild ist nicht diese Rede! Nachdem er in den stärksten Ausdrücken das Seligste und das Schwerste, gewonnen und verloren zu haben, genannt hatte, so beruhigt zu sein! Mein Zuhörer, wenn du die Rede anderer kennst, die Aehnliches erlitten haben, da hast du wohl statt dessen einen Angstschrei gehört, daß nun Alles für immer verloren sei, einen Verzweiflungsruf, daß sie nun nie mehr jene Seligkeit schmecken würden. — Doch weh dem, der frei sein will von Leiden.

Indessen bezeichnet jener apostolische Ausdruck doch nicht bloß die Verlassenheit, den Trennungsschmerz, der furchtbarer ist als selbst der des Todes, da ja der Tod einen Menschen nur vom Zeitlichen trennt und so eine Befreiung ist, während jene Trennung ihn vom Ewigen ausschließt und so eine Gefangenschaft ist, die den Geist von neuem in seinem zerbrechlichen Gefäß seufzen läßt, im engen Raum, im Zustand der Verbannung, denn des Geistes Heimat ist im Ewigen und im Unendlichen. Im selben Augenblick beginnt das alles von vorne. Der, der außer sich gewesen war, kehrt zurück zu sich selber; aber dieser Zustand, in solcher Weise bei sich selber zu sein, ist nicht der der Freiheit und des Befreiten. So ist hier die unsagbare Seligkeit vorbei, der Ernte Freudegesang verstummt, nun soll wieder mit Tränen gesät werden, wieder soll der Geist beklommen sitzen und seufzen, und nur Gott weiß, was die Seufzer nicht fassen, wie weit doch der Freude Harfe wieder gestimmt wird im Verborgenen der Seele. Der Mensch ist zurückgekehrt zu sich selber, er ist nicht mehr selig dadurch, daß er gerettet ist von sich selbst zu sich selbst und zur Verklärung in Gott, so daß die Vergangenheit ihn fahren lassen mußte ohne Macht ihn zu richten, weil die Selbstanklage besänftigt war, vergessen im Verständnis mit der Vorsehung unergründlicher Weisheit, in der Versöhnung seliger Belehrung; so daß das Ewige keine Zukunft fürchtet, ja auf keine Zukunft hofft, sondern die Liebe besitzt alles ohne Aufhören, und es ist kein Wechsel von Licht und Finsternis. Sobald der Mensch wieder zurückkehrt zu sich selber, da versteht er es nicht mehr — dagegen versteht er, was bittere Erfahrungen nur allzu unvergeßlich eingeschärft haben, die Selbstanklage, wenn das Vergangene an die Seele eine

solche Forderung hat, wie keine Reue sie ganz einlösen, kein Trost auf Gott ganz auslöschen kann, sondern nur Gott selber in der unsagbaren Stille der Seligkeit.

Wie viel Vergangenes kann doch eines Menschen Seele bergen, wenn er bei sich selber ist und gerade je tiefer er ist! Denn ein tierischer Trost, daß die Zeit alles auslösche ist furchtbarer als selbst die furchtbarste Erinnerung; und Gedankenlosigkeit, die mit der Zeit spaßt und der Ewigkeit liebäugelt, hilft, wie natürlich ist, nur dem, der schläfrig seinen Weg hintaumelt, und hoffärtige Armut und der Verlorenheit schillerndes Elend, die die Zeit ihren Gang gehen lassen, ja nicht einmal der Ewigkeit „Langeweile“ begehren, es sei denn, daß der Himmel auf neue Zerstreuungen bedacht sei, mit denen die anspruchsvollen Forderungen vorlieb nehmen könnten; all dies ist nur Abscheulichkeit, welchen Namen ihm die Welt auch geben mag. Nein, die Zeit als solche kann einem Menschen nicht helfen, das Vergangene zu vergessen, mag sie auch den Eindruck mildern; aber auch wenn ein Mensch, weit entfernt davon, selbstplagerisch sich wieder und wieder dazu zu verdammen, die Bitterkeit zu verzehren, die Zeit, die Erfahrene, raten läßt, das Vergangene ist deshalb doch nicht ganz vergessen, geschweige denn ganz vernichtet. Nur der Ewigkeit Seligkeit vermag das, weil die Seele ganz mit ihr ausgefüllt wird. Daher kommt es, daß Zerstreuung dem Leichtsinrigen zum Vergessen, eine gewisse geschäftige Arbeitssamkeit dem Gedankenlosen zum Auswischen des Vergangenen helfen kann, weil Zerstreuung und die irdische Geschäftigkeit ganz ihre Seele ausfüllen. Aber je tiefer ein Mensch ist, umso weniger glückt ihm das, und nur des Himmels Seligkeit vermag das Schwierige, dessen Schwie-

rigkeit allein zu fassen schon Ernst erfordert. Denn ist es nicht für den menschlichen Verstand, wenn er nur einmal erwacht ist, den menschlichen Gedanken, wenn er nur einmal nüchtern geworden ist, das Unwahrscheinlichste von Allem, daß etwas vergessen werden kann, ja daß Gott etwas vergessen kann. Daß nämlich menschliche Gedankenlosigkeit sogar das Allerwichtigste zu vergessen vermag, ist nicht so schwer zu fassen. Im Augenblick der Seligkeit ist es vergessen oder es ist einträchtig bei der Seligkeit, aber wenn ein Mensch wieder zurückkehrt zu sich selber, ist dies das Unwahrscheinlichste von Allem. Und doch ist dieses Unwahrscheinliche, wie überhaupt das Unwahrscheinliche, des höchsten Lebens Anfang und unergründliches Geheimnis. Der Mensch kann darnach trachten nur im Glauben, dem die Wahrscheinlichkeit entgegen arbeitet, von der er beständig absterben muß; gewänne der Glaube eine Wahrscheinlichkeit, da wäre alles zu Grunde gerichtet und der Glaube verwirrt, da dies bewiese, daß er das Vorläufige nicht zurückgelegt hatte und so verwechselt werden konnte mit Sinnlosigkeit, die dem Tier am allerleichtesten fällt. Man hat in einer früheren Zeit geglaubt, daß es des Lebens Bedeutung sei, zuerst die Schwierigkeit zu verstehen, ehe man entweder über die Erklärung jubelte oder herausfand, daß man bei der allgemeinen nicht stehen bleiben könne; daß man erst vom Schrecken ergriffen werde, ehe man Siegeshymnen sänge.

Wir kennen nun freilich Paulus Leben nicht genau, aber wir kennen ja Paulus, was die Hauptsache ist. Wie nämlich der sinnliche Mensch daran kenntlich ist, daß er den Splitter in des Bruders Auge sieht und nicht den Balken

im eigenen, daß er bei andern streng über denselben Fehler urteilt, den er sich selber leicht vergibt, so ist dies des tieferen und bekümmerten Menschen Kennzeichen, am strengsten über sich selber zu urteilen, alle Erfindsamkeit zu benehmen, um einen andern Menschen zu entschuldigen, aber nicht sich selber entschuldigen und vergeben zu können, ja überzeugt zu sein, daß es so ist, daß der Andere entschuldbarer ist, weil ja allzeit eine Möglichkeit zurückbleibt, und weil der einzige Mensch, im Verhältniß zu dem er dieser Möglichkeit beraubt ist, er selber ist. So eine schwierige Sache ist es mit Freimütigkeit; denn sie ist doch nicht ganz eindeutig mit Geisteschwäche, man kann auch ganz gut bei ihr stehen bleiben und braucht nicht weiter zu gehen, indem man sogar Gott richten will, wenn anders die Freimütigkeit Freimütigkeit am Tage des Gerichtes ist, wozu ja gefordert wird, daß Gottes Gericht Sinn und Gedanken durchdringe, wenn anders sie Freudigkeit ist auf Gottes Barmherzigkeit, und diese Rede nicht ein falscher göttlicher Ausdruck für die eigene Gedankenlosigkeit, die sich nicht auf Gott vertröstet, sondern die damit getröstet ist, daß sie längst zu sorgen aufgehört hat. Vermag auch kein Mensch sich selber freizusprechen, eines vermag er: sich selbst so furchtbar anzuklagen, daß er sich nicht freisprechen kann, sondern lernt zur Barmherzigkeit zu fliehen. In dieser Hinsicht versteht schwer der eine Mensch den andern, denn der ernste legt immer den Nachdruck auf sich selber. — Paulus' Leben war viel bewegt gewesen, und wie des Apostels rastlose Wirksamkeit ihm viele, viele frohe Erinnerungen eingeheimst hatte, so hat auch seine frühere Rastlosigkeit, als er aus aller Macht wider den Stachel löckte, ihn für sein übriges Leben mit einer Erinnerung verwundet, die wie ein Pfahl im Fleisch

brennt, wie ein Engel Satans ihn verstummen macht. Laß nur eine weltliche Bewunderung meinen, daß Paulus doch allzeit groß war, daß selbst in seinem Irrtum etwas Außerordentliches war, der, der Trost oder Anweisung bei einem Apostel sucht, sieht ja rasch, daß ein Apostel nicht nach dem Hohen und Außerordentlichen trachtet, sondern nach dem Demütigen, wie hat da nicht Paulus im Ernst das Vergangene aufgefaßt? Wohl wahr, er war in seltenem Sinn ein anderer Mensch geworden, ein neues Geschöpf, er hatte nicht bloß den Namen gewechselt; aber in einem andern Sinn war er doch derselbe Mensch. Wohl wahr, das Vergangene war zurückgedrängt, konnte nicht mehr Macht erlangen, ihn mit seinem Schrecken zu ergreifen, da er nach dem Vollkommenen lief; wohl wahr, er saß nicht stille, verherzt in einen Zauberkreis von Erinnerungen, denn er machte alles neu, wohin er kam; wohl wahr, er hatte des Himmels Seligkeit vernommen und des Geistes Pfand behalten, aber da war doch eine Erinnerung. Und eine Erinnerung ist schwierig im Umgang; bald ist sie weit weg, bald ist sie so flugs bei der Hand, als wäre sie nie vergessen. Wenn er Christus predigte und ihn als Gekreuzigten — gekreuzigt, so riefen ja die Juden. Wo war Paulus, als das geschah; wir wissen es nicht, aber als Stephanus gesteinigt wurde, saß er dabei und bewachte die Kleider der Henker. Wenn er einen Augenblick stille stand im Lauf, wenn ihn die Erinnerung betrog, so daß er nicht die Predigt hörte, aber den Schrei — nicht sich selber predigen, sondern drohen. Wenn er Christus als Weg verkündigte, als den Weg, den er selbst betreten und vielen gezeigt hatte, da war ja dieser Weg auch dagewesen, ehe ihn Paulus betrat, er war ja auch da, als Paulus vom Hohenpriester die Erlaubniß er-

hielt, die binden zu lassen, „die auf diesem Wege waren“, er betrat ihn also auch damals, als er mit Mord und Dräuen wider die Christen raste. Wohl wahr, Paulus hatte freie Menschen gefangen seit jener Zeit, weit mehr, weit weit sicherer als da er sie gefangen nach Jerusalem führte, aber jene Unglücklichen, wo waren sie jetzt? Wenn er stille stand, wenn die Erinnerung an ihm vorbeiging, so daß er in banges Grübeln hinsank, ob er jene Unglücklichen nicht wieder finden könnte; wenn die Zweifel in ihm stärker wurden: ob doch alle seine Wirksamkeit, ob des Wortes Verkündigung für alle andern Menschen auch das war, was er zu tun hatte! Sicherlich meinte Saulus, daß sein Eifer ein Gott wohlgefälliger Eifer sei, oh, aber gerade das, sich selber greifen zu müssen oder ergriffen zu werden in einem solchen Selbstbetrug, und also bereuen zu müssen, was er für Gott wohlgefällig ansah (was für eine Umwälzung in Sinn und Gedanken; welche Schwierigkeit für die Reue, ihren Gegenstand zu ergreifen und ihn festzuhalten! das Beste bereuen zu müssen, was man getan hat, ja was man sogar für Gott wohlgefällig ansah) und somit also der Verfolgten Schrei bereuen zu müssen, der Gefangenen Elend (welche Mühseligkeit der Reue; denn es war ja nicht Saulus' Lust gewesen, es zu tun, sondern Eifer, wie er meinte, für die gute Sache) und also zum Lohn für seinen Eifer nicht einmal der Menschen Undankbarkeit ernten zu müssen, sondern der Reue Bitterkeit, weil er geraßt hatte! Vor Agrippa wird Paulus als Gefangener dargestellt, und Festus sagte zu ihm: Paule, du rasest — wenn dieses Wort „du rasest“ ihn festgebannt, seiner Erinnerung zur Verwechslung Anlaß gegeben hätte, wenn jenes heilige Feuer, das in ihm ein Gott wohlgefälliges Opfer brannte, von neuem

gerast hätte, wenn er, um Gott zu preisen, ein Selbstplager geworden wäre; denn auch dazu braucht es eine große Seele! Aber Paulus wußte, daß es ein Engel Satans war — ach darum weicht er ja nicht von ihm; aber er wußte, daß es ihm von Nutzen war, daß dies geschah, und wußte auch, daß jener Engel Satans dennoch ein Sendbote Gottes war. Ist dies nicht ein Wunder: einen Engel Satans zum Sendboten Gottes zu verwandeln; sollte Satan selber nicht müde werden! Denn wenn ein Engel der Finsternis sich mit allem Schrecken umgürtet, dessen sicher, daß, wenn er nur Paulus dazu bringe, auf ihn zu sehen, da soll er sein Antlitz versteinern; wenn er im voraus des Paulus spottet, daß er nicht den Mut dazu habe, da heftet der Apostel das Auge auf ihn, er zieht es nicht hurtig zurück in Angst, er schlägt es nicht nieder vor Entsetzen, er späht nicht nach ihm mit unsicheren Blicken, sondern er sieht ihn an fest und unerschütterlich; je mehr er ihn ansieht, desto deutlicher wird es ihm, daß er ein Sendbote Gottes ist, der ihn besucht, ein freundlicher Geist, der ihm wohl will. Man hat fast Mitleid mit dem armen Teufel: so der Schreckende sein zu wollen und nun da zu stehen, durchschaut, zum Gegenteil verwandelt, nur darauf bedacht zu entschlüpfen.

Da wich die Vergangenheit zurück; die Reue hielt sie gefangen, schnitt die Verbindung mit ihr ab, stritt gegen sie, ob sie nun mit ganzer Macht vordringen wollte, oder ob ein einzelner Ueberläufer eine Ueberrumpelung versuchte; und der Glaube hielt die aufrührerischen Gedanken im Gehorsam unter Gottes Gnade, die den Apostel tröstete über alle Maßen, denn er wußte ja, daß er ein unnützer Diener war, der Geringste der Apostel, nicht wert ein Apostel zu heißen, weil er Gottes Gemeinde verfolgt hatte. Hätte

Paulus seine Apostelwirksamkeit abmessen, sie als Genugtuung für das Vergangene gelten lassen wollen, da wäre der Aufruhr von neuem ausgebrochen, und auch nicht Paulus hätte ihn bezwingen können; während er ihm so zum Pfahl im Fleisch wurde, nicht durch sich selber, sondern weil die unsagbare Seligkeit von ihm gewichen war.

Aber auf diesen Aufruhr baut beständig die Vergangenheit, die wieder kommen will mit neuem Schrecken in der Gestalt der Zukunft. In der Zeit ist da keine Sicherheit, so daß ein Mensch mit weltlicher Ruhe sagen kann: Friede und keine Gefahr, es sei denn er finde Trost in Gedankenlosigkeit. Da gilt es zu laufen; ach man möchte gerne schneller und schneller laufen, aber an der Zeit läuft man nicht vorbei, solange man in der Zeit läuft. Du, der weiß, wovon die Rede ist, nenn es eine Flucht, durch die du gleichsam schon ent schlüpft bist hinter den Vorhang, der dich von allem Schrecken und Not der Welt trennt, gerettet aus der Schlinge des Rückfalls, die du weit hinter dir gelassen hast — aber da fehlte doch ein Wenig; nenn es einen Streit, in dem du schon gleichsam gesiegt hattest, und wiewohl angestrengt doch all deine Kraft fühltest zum letzten Anlauf, mit dem du das Kleinod für alle Ewigkeiten an dich reißen wolltest — aber da fehlte doch noch ein Wenig; nenn es einen herrlichen Ausgang nach mühseliger Wanderung im Nebel der Unbegreiflichkeit, als die Erklärung herein schien und Leiden und Mangel und Gefahr und Beschwerlichkeit und der Angst Bedeutung erklärte, als des Verständnisses gesegneter Friede darüber leuchtete, — aber da fehlte doch noch ein kleines Wort; du, der weiß, wovon die Rede ist, laß es dir geschehen sein im Anfang, als der Erfüllung Seligkeit dem guten Vorsatz die

treue Hand bot, — aber da war noch eine Schwierigkeit zurück; laß es dir geschehen sein im Fortgang der Zeit, als die Erfüllung treulich Schritt für Schritt dem Wanderer folgte, nicht voraus eilte wie der Schatten in der Morgenstunde, nicht zurückblieb wie der Erinnerung abendlicher Schatten — aber da war doch noch eine Mißlichkeit zurück, die jedem entging, nur nicht der Spitzfindigkeit der Angst — du, der weiß, wovon die Rede ist, was soll ich dir sagen, aber du, der nicht weiß, wovon die Rede ist, dir sei es gesagt, daß sie darum geht, wie die Ungeduld plötzlich mit Riesenstärke erwachte, und mit ihrer Angst das Wenig zu Viel wandelte, die kurze Zeit zur Ewigkeit, den kleinen Abstand zur klaffenden Tiefe, jene eine Schwierigkeit zur Entscheidung des Ganzen, jene eine Mißlichkeit zum Verlust des Ganzen; daß die Rede darum geht, wie die Kraft hinsank in Ohnmacht, die Verzweiflung jede Hilfe verscheuchte, die Verzagtheit sich jede Hoffnung versagte, wie das Vergangene, von dem die Seele sich losgekauft zu haben glaubte, wieder da stand mit seiner Forderung, nicht wie eine Erinnerung, sondern schrecklicher als je, weil sie sich mit der Zukunft verschworen hatte, daß die Rede ist — vom Pfahl im Fleisch. Eine alte ehrwürdige und zuverlässige Erbauungsschrift sagt, daß Gott mit einem Menschen so verfare, wie der Jäger mit dem Wild: er jagt es müde, dann läßt er es ein wenig ausschmaufen, damit es frische Kräfte sammle, und dann beginnt die Jagd von neuem. Daß eine Erbauungsschrift so zum Schrecken redet, heißt es nicht sich gebärden wie der Jäger: mit ihrem Namen die Menschen zur Rast der Erbauung einzuladen und sie dann aufzuschrecken. Und doch ist es so in Ordnung, und wir wollen die Erbauung annehmen; denn weh dem, der

erbauen will, ohne den Schrecken zu kennen; er weiß ja nicht, was er selber will! Aber der, der weiß, daß der Schrecken da ist, er weiß auch daß der Rückfall das Zeichen dafür ist, daß die Jagd der Angst wieder beginne, oder wenn nicht der Rückfall so doch die Angst vor ihm, wenn sie der Zukunft die Kraft entlehnt. Wenn das Vergangene werden darf was es ist, das Vergangene, wenn ein Mensch es hinter sich läßt, um den guten Weg zu betreten, und nicht allzu oft zurücksieht, da verändert er sich selber nach und nach, und das Vergangene verändert sich unmerklich im selben Maß, und zuletzt passen sie gleichsam nicht mehr zueinander, das Vergangene schwindet zu einer unbestimmteren Gestalt, es wird eine Erinnerung, die Erinnerung wird minder und minder schrecklich, sie wird stiller, sie wird mild, sie wird wehnütig, und mit jeder dieser Bestimmungen ist sie im Begriff, sich mehr und mehr zu entfernen; zuletzt wird das Vergangene ihm fast fremd, er faßt nicht einmal, wie es möglich war, daß er so irre gehen konnte, und er hört der Erinnerung Erzählung davon, wie der Wanderer die Sage hört vom fernen Land — aber der Rückfall lehrt einen verstehen, wie es möglich war; ja die Angst vor dem Rückfall, wenn sie plötzlich erwacht, wenn sie auch nur einen Augenblick für sich hat, sie weiß ihn zu nützen, alles so gegenwärtig zu machen, nicht wie eine Erinnerung, sondern als ein Künftiges. Doch erkennt ein Apostel, daß dies ihm von Nutzen ist, daran, daß jede zeitliche Angst, die bloß wünscht, verzehrt, jedes Selbstvertrauen, das schon fertig sein will, im Fegefeuer der Möglichkeiten verbrannt werden, jede Feigheit, die sich an der Gefahr vorbeischieben will, in der Wüste der harrenden Erwartung umkommen muß. Nur mit großer Schwierigkeit lernt ein Mensch sich selber erken-

nen; sein Trachten nach dem Ewigen kann ganz aufrichtig sein, und doch kann eine Gefahr bestehen, von der er, wenn es ihm selber überlassen bliebe, so gerne frei sein möchte, die er so gerne umgehen würde, und so kann bei aller Demuth dennoch eine verborgene Eitelkeit in ihm sein, da er nicht sich selber erkennen lernte bis zum Aeußersten, weil er nicht geängstigt wurde bis zum Aeußersten, zu Tod und Vernichtung. Man richte keinen, oder jeder nur sich selber. Ach, alles schiene so gesichert, wenn nur diese Gefahr nicht da wäre; des Himmels Seligkeit war so unsagbar, und nun diese Möglichkeit! Da brennt der Pfahl im Fleisch; denn wenn ein Mensch nicht des Himmels Seligkeit vernommen hat, wird er wohl auch nicht so viel leiden. O daß es doch rasch geschehen wäre, daß es endlich heißen müßte: Vorbei! Aber wenn man geängstigt wird, geht die Zeit langsam; und wenn man viel geängstigt wird, da ist selbst ein Augenblick langsam mordend; und wenn man zu Tode geängstigt wird, da steht die Zeit zuletzt stille. Laufen zu wollen schneller als je, und da nicht einen Fuß rücken zu können; den Augenblick kaufen zu wollen mit Aufopferung alles andern, und da zu lernen, daß er nicht feil ist, weil „es nicht liegt an Jemand's Willen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen“. Daß dies einem Menschen von Nutzen ist, wer versteht es; denn hier erdreistet sich die Gedankenlosigkeit doch wohl nicht, mit dem helfen zu wollen, was sie so gewöhnlich zur Erklärung des im Leben Nützlichen sagen kann.

Wir haben vom Pfahl im Fleisch geredet; wir haben gesucht, den Ausdruck im Allgemeinen zu erklären, d. h. in jenem Allgemeinen, in welchem es dadurch, daß es einen einzigen Menschen angeht, alle angeht. Im Besondern haben

wir uns nicht darum gekümmert zu ergründen, was Paulus für seine Person mit diesem Ausdruck gemeint haben könne, am wenigsten von allem wünschten wir im selben Sinn darnach zu fragen, wie wenn einer fragte, ob Paulus groß oder klein von Wuchs gewesen sei, schön von Angesicht, und anderes solches. Im Besondern wollen wir auch nicht versuchen, daß vielleicht Zufällige, vielleicht Unbedeutende anzudeuten, daß in dem Einzelnen dessen Pfahl im Fleisch sein kann. Vielleicht möchte die Schilderung davon einen Leser fesseln, vielleicht könnte sie sogar dem Redenden seine Bewunderung gewinnen; aber es wäre verächtlich, wenn der Redende so die Erbauung stören wollte. Die allgemeine Erklärung dagegen ist diese: daß das höchste Leben auch sein, ja das schwerste Leiden hat; daß nicht einer leichtsinnig das wünschen soll, dessen Gefahr er lügnerisch ausläßt; daß nicht einer mißmutig werden soll, wenn er in Gefahren gerät, von denen er vielleicht nichts ahnte; daß nicht einer geistlos seines Lebens bequeme und behagliche Tage preisen soll. Bloß daß ein Mensch recht auf diese Gefährlichkeit aufmerksam wird, damit ist er schon im Begriff, den guten Streit zu beginnen. Der Trost kommt wohl, aber man ergreife ihn nicht zu früh. Der, der hier geredet hat, ist noch jung, er soll keinen Hindern erschreckt zu werden; denn er wird keinen trösten können mit der zweideutigen Erfahrung, daß ein langes Leben ihn gelehrt habe, daß die Gefahr nicht so groß war, wie ein Apostel sie schildert, und wie sie wohl jeder tiefere Mensch einmal in der Jugend geahnt hat, — bis die Wege sich scheiden: der Eine der Gefahr und des Schreckens guten Streit streitet; der Andere klug wird und geistlos sich an des Lebens Sorglosigkeit erfreut.

Sören Rierregaard
Kritik der Gegenwart

Sören Kierkegaard

Kritik
der
Gegenwart

Brenner-Verlag / Innsbruck

Zum ersten Mal ins Deutsche übertragen
und mit einem Nachwort versehen von
T h e o d o r H a e c k e r

Zuerst veröffentlicht in der Halbmonatsschrift
„Der Brenner“ (Brenner-Verlag, Innsbruck)

Alle Rechte vorbehalten
Copyright by Brenner-Verlag Innsbruck
Gedruckt bei R. & M. Jenny, Innsbruck
August 1914

K r i t i k d e r G e g e n w a r t

Unsere Zeit ist wesentlich die verständige, die reflektierende, die leidenschaftslose, die flüchtig in Begeisterung aufbrausende und flug in Indolenz ausruhende.

Hätte man wie über den Verbrauch an Branntwein &c. Tabellen über den Verbrauch an Verstand von Generation zu Generation: so würde man staunen, welches ungeheure Quantum heute verbraucht wird, welche Menge von Bedenken, Ueberlegungen und Rücksichten selbst eine privatisierende kleine Familie nötig hat, welches Quantum sogar Kinder und Jünglinge brauchen, denn wie der Kinderkreuzzug das Symbol des Mittelalters ist, so ist die Kinderflugheit das der Gegenwart. Ob es wohl noch einen Menschen gibt, der bloß einmal einen gewaltigen dummen Streich macht? Nicht einmal ein Selbstmörder macht es jetzt in Desperation mit sich ab, sondern er überlegt diesen Schritt so lange und so umständlich, bis er von Verständigkeit erstickt wird, so daß man sogar Zweifel hegen könnte, ob er wirklich ein Selbstmörder genannt werden darf, insoweit es doch vor allem der Verstand war, der ihm das Leben nahm. Ein Selbstmörder aus Ueberlegung war er nicht, eher ein Selbstmörder durch Ueberlegung. Es könnte deshalb die schwierigste aller Aufgaben werden, gegen eine solche Zeit Aktor sein zu sollen, denn die ganze Generation ist reif zum Advokaten, und ihre Kunst, ihre Verständigkeit, ihre Virtuosität bestehen darin, niemals handelnd die Sache zur Entscheidung kommen zu lassen.

. . . Es würde für einen Aktor ganz unmöglich sein, irgend ein Faktum festgestellt zu erhalten, weil gar keines da ist. Aus Indizien im Ueberfluß müßte man schließen, daß entweder etwas Außerordentliches geschehen sei oder in aller kürzester Zeit geschehen müsse. Und doch würde man gerade damit fehlschließen, denn die Indizien sind die einzigen Versuche der Gegenwart in Kraftprästation, und die Erfindsamkeit und Virtuosität im Aufstellen von verlockendem Blendwerk, die Uebereilung in aufbrausender Begeisterung für allerlei Projekte sind in Richtung auf Klugheit und negativen Kraftaufwand gerade so hoch anzuschlagen wie die Leistung einer Revolutionszeit in Richtung auf energische und umschaffende Leidenschaft. Ermattet von der chimärischen Anstrengung ruht sich das Zeitalter momentweise in vollkommener Indolenz aus. Sein Zustand gleicht dem der gegen Morgen Einschlummernden: große Träume, dann Schlappeheit, dann ein wichtiger oder kluger Einfall zur Entschuldigung, daß man liegen bleibt.

Das einzelne Individuum (selbst wie wohlmeinend manche von ihnen sein mögen, selbst wie viel Kraft sie möglicherweise haben, wenn sie dazu kommen könnten, sie zu gebrauchen) hat nicht geschlossene Leidenschaft genug in sich selber, um sich aus dem Garn und aus dem verführerischen Ungewissen der Reflexion zu reißen; und die Umgebung, die Gegenwart haben nicht Ereignis oder vereinte Leidenschaft, sondern bilden in negativer Vereinigung einen Reflexionswiderstand, der zuerst und einen Augenblick lang täuschende Aussichten vorgaukelt, und dann betrügt, indem er mit glänzenden Ausflüchten stärkt: daß man doch das Klügste getan habe, als man es bleiben ließ zu handeln. *Vis inertiae* liegt der Tergiversation der Zeit zu Grunde,

und jeder Leidenschaftslose gratuliert sich selber als erstem Erfinder — und wird noch klüger. Wurde in der Revolutionszeit die Waffe frei ausgeliefert, wurde zur Zeit der Kreuzzüge das Insignium der Tat öffentlich ausgeteilt: so wird man heute überall mit Klugheitsregeln, Rücksichtsberechnungen &c. frei gehalten. Angenommen eine ganze Generation hätte die diplomatische Aufgabe, die Zeit hinzuhalten, so daß es beständig verhindert würde, daß etwas geschehe, und doch beständig so aussehe, als geschehe etwas: so kann man unserer Zeit nicht das Verdienst aberkennen, daß sie etwas genau so Wunderbares leistet wie die Revolutionszeit. Wenn einer das Experiment mit sich selber anstellte, alles zu vergessen was er von der Zeit und von ihrer durch Gewohnheit aufgeschraubten faktischen Relativität weiß, und nun gleichsam aus einer ganz andern Welt zu kommen, wenn er so das eine oder andere Buch lesen würde, einen Artikel in einer Zeitung, oder nur mit einem Vorübergehenden redete, er bekäme den Eindruck: Tod und Teufel, noch heute Abend muß etwas geschehen, oder es muß vorgestern Abend etwas geschehen sein.

Im Gegensatz zur Revolutionszeit, als handelnder, ist die Gegenwart die Zeit der Annoncen, die Zeit der vermischten Neuigkeiten. Ein Aufruhr wäre in unserer Zeit das Undenkbare von allem; eine solche Kraftäußerung käme der berechnenden Verständigkeit der Zeit lächerlich vor. Dagegen wäre vielleicht ein politischer Virtuose zu einer ganz anders erstaunlichen Kunstpräsentation imstande. Er wäre imstande einen Aufruf zu schreiben, der die Abhaltung einer Generalversammlung vorschlägt um eine Revolution zu beschließen, so vorsichtig, daß selbst der Censor ihn passieren lassen müßte; und danach wäre er am Abend imstande, auf

die Versammlung einen so täuschenden Eindruck zu machen, daß es ihr ist, als hätte sie den Aufruhr gemacht; worauf die Teilnehmer ganz ruhig auseinander gingen — nachdem sie einen höchst behaglichen Abend verbracht hatten. Der Erwerb einer enorm gründlichen Gelehrsamkeit wäre fast undenkbar unter den Jüngeren unserer Zeit, man würde es lächerlich finden. Dagegen wäre ein wissenschaftlicher Virtuoso imstande, ein ganz anderes Kunststück zu machen. Er würde imstande sein in einem Subskriptionsplan einige Linien hinzuwerfen zu einem allumfassenden System, und es so zu machen, daß er in dem Leser (des Subskriptionsplanes) den Eindruck hervorbrächte, daß er schon das System gelesen habe. Denn die Zeit der Enzyklopädisten ist vorbei, derer nämlich, die mit eisernem Fleiß Folianten schrieben, jetzt ist die Reihe an die leichtbewaffneten Enzyklopädisten gekommen, die mit dem ganzen Dasein und allen Wissenschaften en passant fertig werden. Ein tief religiöser Verzicht auf die Welt und was der Welt ist, festgehalten in täglicher Verleugnung, wäre undenkbar unter den Jüngeren unserer Zeit: dagegen besäße jeder zweite Kandidat der Theologie Virtuosität genug, etwas weit Wunderbareres zu tun. Er wäre imstande die Gründung einer Gesellschaft vorzuschlagen, deren Absicht keine geringere ist als alle Verlorenen zu retten. Die Zeit der großen und guten Handlungen ist vorbei, die Gegenwart ist die der Antizipationen. Keiner will sich damit begnügen, etwas Bestimmtes zu tun, jeder will sich von der Reflexion mit der Einbildung schmeicheln lassen, daß er mindestens einen neuen Weltteil entdecken müsse. Wie ein junger Mensch, der sich entschließt vom 1. September ab in allem Ernst für das Examen zu arbeiten, um sich darin zu bestärken, vorher im Augustmonat zu feiern beschließt:

so scheint, was doch bedeutend schwieriger zu verstehen ist, die jetzige Generation den ernsthaften Entschluß gefaßt zu haben, daß die nächste Generation im Ernst die Arbeit beginnen solle, und damit dieser keine Störung oder Verzögerung erwachsen, so nimmt die gegenwärtige die Festschmahl auf sich. Nur ist der Unterschied der, daß der junge Mensch jugendlich sich selbst versteht im Leichtsinne, die Gegenwart wird sogar ernst — bei Festschmahlen.

Handlung und Entscheidung sind in der Gegenwart genau so wenig da, wie die gefährliche Lust des Schwimmens für den, der im Seichten schwimmt. Aber wie der Erwachsene, der selber mit Lust sich in den Wellen herumwirft, dem Jüngerem zuruft: Komm heraus, spring nur frisch zu — so liegt die Entscheidung gleichsam im Dasein (wiewohl sie natürlich im Individuum liegt) und ruft dem Jüngerem zu, der noch nicht ermattet ist von dem Zuviel der Reflexion und übersättigt von deren Einbildungen: Komm heraus, spring fröhlich zu; selbst wenn es ein leichtsinniger Sprung war, wenn er nur entscheidend ist — so du nur tüchtig bist Mann zu sein, so sollen die Gefahr und des Daseins strenges Urtheil über deinen Leichtsinne dir dazu helfen, es zu werden.

Wenn das Kleinod, das Aller Lust ist, weit draußen läge auf einer ganz dünnen Eisscholle, so daß die Lebensgefahr also Wacht bei ihm hielt, wachend, daß es ein lebensgefährliches Wagestück blieb, so weit hinauszugehen, denn (laß uns dieses Sonderbare annehmen, das doch nur im Bilde sonderbar ist) etwas weiter innen war das Eis ganz sicher und festgefroren: so würde in einer leidenschaftlichen Zeit die Menge dem Mutigen Beifall zujubeln, wenn er sich hinauswagte; sie würde für ihn schaudern und mit ihm in der Lebensgefahr der Entscheidung; sie würde trauern

über seinen Untergang; sie würde ihn vergöttern, wenn er das Kleinod gewänne. In einer leidenschaftslosen reflektierten Zeit wäre die Sache ganz anders. Man würde verständig in gegenseitiger Anerkennung der gegenseitigen Klugheit insgesamt einig werden, daß es doch nicht der Mühe wert sei, sich so weit hinauszuwagen, ja daß es unverständlich und lächerlich wäre, und darnach würde man das Wagestück der Begeisterung in ein Kunststück verwandeln, um doch etwas zu tun, denn „es muß etwas geschehen“. Man wanderte also hinaus, man würde im Sicherem mit Rennermiene die kunstfertigen Schlittschuhläufer würdigen, die fast bis zur äußersten Grenze laufen konnten (so weit, wie das Eis noch sicher war, und die Gefahr noch nicht begann) und dann abschwanken. Unter den Schlittschuhläufern wäre nun auch der eine oder der andere besonders Perfektionierte; er könnte sogar das Kunststück fertig bringen, gerade an der äußersten Grenze noch einen täuschenden, gefahrdrohenden Anlauf zu nehmen, so daß die Zuschauer riefen: „Gott im Himmel, er ist verrückt, er setzt sein Leben zu“. Aber er war so außerordentlich perfektioniert, daß er ganz richtig an der äußersten Grenze noch abschwanken konnte, d. h. wo das Eis ganz sicher war und die Lebensgefahr noch nicht begann. Ganz wie im Theater würde die Menge bravo rufen und akklamieren, heimkehren mit dem Heldenkünstler in ihrer Mitte, und ihn mit einem wohlschmeckenden Festmahl ehren. Die Verständigkeit hätte in dem Grad überhand genommen, daß sie die Aufgabe selbst in eine unwirkliche Kunstaufgabe verwandelt hätte und die Wirklichkeit in ein Theater. Beim Festmahl am Abend würde die Bewunderung laut sich äußern. Und während sonst das wahre Verhältniß der Bewunderung dieses

ist, daß der Bewundernde erhoben wird durch den Gedanken ein Mensch zu sein, wie der Ausgezeichnete, gedemütigt durch die Vorstellung selbst nicht vermocht zu haben, das Große auszuführen, ethisch ermuntert durch das Vorbild, nach Kräften dem Beispiel des Ausgezeichneten zu folgen: so hätte die Verständigkeit wieder das Verhältniß der Bewunderung verwandelt. Die beim Festmahl bewundernd Anstoßenden hätten sogar im ausgelassensten Augenblick der Fanfaren und Bravorufe eine verständige kluge Vorstellung davon, daß es doch eigentlich nicht so sonderlich bewandt sei mit der That des Bewunderten, daß es im Grund ein Zufall war, daß das Fest für ihn gemacht wurde, da jeder Teilnehmer mit einiger Übung in täuschenden Wendungen ungefähr dasselbe leisten könnte. Kurz anstatt Stärkung in Erkenntlichkeit und Aufmunterung zum Guten aus der Festlichkeit zu holen, gingen die Anstoßenden eher nach Hause mit einer größeren Disposition zur gefährlichsten aller Krankheiten, freilich auch zur vornehmsten, der nämlich: in Gesellschaft gleichsam zu bewundern, was man doch selbst für unbedeutend ansieht, weil das Ganze ein dramatischer Spaß geworden war, und der Bewunderung stimulierender Kling-Klang in heimlichem Einverständnis damit, daß man fast gerade so gut sich selber bewundern könne.

Daß ein Mann steht und fällt mit seiner That, kommt außer Brauch, dagegen bleiben alle sitzen und schlagen sich doch brillant durch mit Hilfe von etwas Reflexion, und so mit Hilfe dieses: daß sie ganz gut wissen, was man tun muß. Aber, was zwei und zwei in der Unterredung, was die Einzelnen als Leser, als Demonstrierende in einer Generalversammlung ganz genau in Form von Reflexion und

Betrachtung verstehen: das würden sie gar nicht in der Form der Tat verstehen können. Wenn einer herumginge und zuhörte, was man sagte, daß geschehen soll, und nun, im Interesse der Ironie, „mir nichts dir nichts“ etwas davon täte: so würden alle stutzen, würden es übereilt finden, und sobald sie betrachtend es besprächen, würden sie verstehen, daß es das war, was man tun mußte.

Unserer Zeit mit ihrer aufbrausenden Begeisterung und dann wieder apathischen Indolenz liegt das Römische sehr nahe; aber der, der sich auf das Römische versteht, sieht leicht, daß es an einer ganz andern Stelle liegt, als unsere Zeit sich einbildet, und daß die Satire heute, wenn es möglich sein soll, daß sie etwas Nutzen schaffe und nicht unermesslichen Schaden anrichte, zu ihrem Bürgen eine konsequente und wohlbegründete ethische Lebensanschauung haben muß, eine aufopfernde Uneigennützigkeit, eine hochgeborene Vornehmheit, die auf den Augenblick verzichtet; sonst wird die Medizin ohne Vergleich unendlich viel gefährlicher als die Krankheit. Das Römische liegt gerade darin, daß eine solche Zeit auch noch wichtig sein und großen Aufwand im Römischen treiben will; denn dies ist ganz richtig die letzte Taschenspielerausflucht. Worauf hat wohl eine ausreflektierte Zeit zu trohen in Hinsicht auf das Römische? Als leidenschaftslos hat sie keine Gefühlsvaluta im Erotischen, keine Begeisterungs- und Innerlichkeits-Valuta im Politischen und Religiösen, keine Häuslichkeits-, Pietäts-, Bewunderungs-Valuta im täglichen Umgangsleben. Aber des Witzes, der keine Deckung hat, spottet das Dasein, selbst wenn er des Pöbels schallendes Gelächter für sich hat. Wichtig sein zu wollen, wenn man nicht den Reichtum der Innerlichkeit hat, heißt Luxus treiben und das Nötigste

des Lebens entbehren, heißt, wie das Sprichwort sagt, seine Hosen hergeben um eine Perücke zu kaufen. Aber eine leidenschaftslose Zeit hat keine Valuta; alles wird in Repräsentativen umgesetzt. Es sind so gewisse Redensarten und Betrachtungen, zum Teil wahr und verständig aber seelenlos, die zwischen dem Volk kursieren; jedoch kein Held, kein Liebhaber, kein Denker, kein Glaubensritter, kein Starkmütiger, kein Verzweifelter steht dafür ein, daß alles primitiv und vollgültig erlebt zu haben. Und wie man sich vom Rascheln des Papiergeldes im Umsatz zwischen Mann und Mann darnach sehnen kann, die Klangfülle der echten Münze zu hören: so kann man sich in der Gegenwart nach ein wenig Ursprünglichkeit sehnen. Aber was ist ursprünglicher als der Witz, ursprünglicher, mindestens überraschender als des Frühjahrs erste Knospe, des ersten Gemüses zarte Stengel. Ja selbst wenn das Frühjahr auf Abrede käme, es wäre doch immer das Frühjahr, aber ein Witz auf Verabredung wäre widerwärtig. Gesezt, es käme zur Ablösung der Fieberigkeit aufbrausender Begeisterung so weit, daß der Witz, jenes göttliche Accidenz — wenn er kommt, jene Zugabe auf den Wink der Götter aus des Unerklärlichen rätselhaftem Ursprung, so daß auch der Witzigste nicht, der gelebt hat, sagen darf: morgen, sondern anbetend sagt: wenn es den Göttern behagt — gesezt daß der Witz in seinen schäbigensten Gegensatz verwandelt würde, in ein triviales Lebensbedürfnis, so daß es ein profitabler Handels- und Nahrungszweig würde, alte und neue Witze zu fabrizieren, zuzubereiten, umzuschneidern und aufzukaufen: welches furchtbare Epigramm auf die witzige Zeit.

So wird schließlich Geld das einzig Begehrte, es ist ja auch etwas Repräsentatives und eine Abstraktion. Selbst

ein Jüngling in unserer Zeit würde einem andern kaum dessen Gaben mißgönnen, oder seine Kunst, oder die Liebe eines schönen Mädchens, oder seinen Ruhm, nein aber um sein Geld würde er ihn beneiden. Gib es mir, wird der Jüngling sagen, so ist mir geholfen. Und dieser Jüngling, er wird nicht irre gehen in Leichtfinn, er wird nicht verschulden, was die Reue heimzahlt, er wird sich nicht etwas vorzuwerfen haben, aber er wird sterben in der Einbildung, daß, hätte er Geld gehabt, da würde er gelebt haben, da hätte er es vielleicht auch zu etwas Großem gebracht.

Nach diesen andeutenden Bemerkungen ist es wohl in Ordnung, aus der Vergleichung mit der Revolutionszeit die Gegenwart auf dialektische Kategorie-Bestimmungen und deren Konsequenzen zurückzuführen, einerlei ob diese im gegebenen Augenblick ganz faktisch sind oder nicht. Es ist nur die Frage um das Wie der Zeitalter, und dieses Wie wird aus einer universelleren Anschauung gewonnen, deren Schlußfolgerungen durch einen Schluß a posse ad esse erreicht, und durch der beobachtenden Erfahrung Schlüsse ab esse ad posse verifiziert werden. Was die Bedeutsamkeit angeht, so ist es ja möglich, daß die der Gegenwart gestellte Aufgabe sich in einer höheren Existenzform erklären wird; und was die Qualität angeht, so ist es ja gewiß, daß der in der Reflexion Versteckte gerade so wohlmeinend sein kann, wie der leidenschaftlich Entschlossene, ebenso umgekehrt, daß gerade soviel zur Entschuldigung dienen kann für den, der in Leidenschaft irre geht, wie für den, der selbst ein hinterlistiges Wissen darum hat, daß er sich von seiner

Reflexion betrügen läßt, während sein Fehler niemals offenbar wird. Auch das ist die gefährliche Miffllichkeit der Reflexion, daß man nicht sehen kann, ob es ein aus Ueberlegung gewonnener Entschluß ist, der aus dem Bösen errettet, oder ob es die Erschöpfung durch Ueberlegung ist, die schwächend vom Bösen abhält. Aber gewiß ist dies, daß wie alle vermehrte Kenntniß den Gram vermehrt, so vermehrt ihn auch die Reflexion; und vor allem ist es gewiß, daß wie für das einzelne Individuum, so für eine ganze Generation keine Aufgabe und Anstrengung schwieriger sind, als sich aus den Versuchungen der Reflexion herauszuarbeiten, gerade, weil diese so dialektisch sind, weil ein einziger kluger Einfall plötzlich der Sache eine neue Wendung zu geben vermag, weil die Reflexion imstande ist in jedem Augenblick umzuerklären und einen irgendwie entchlüpfen zu lassen, weil es selbst im letzten Augenblick der Reflexionsentscheidung noch möglich ist, alles umzukehren — nachdem man also weit mehr Anstrengungen ausgehalten hat, als irgend ein schnell Entschlossener braucht, um mitten drin zu sein. Aber all dies ist doch wieder nur Entschuldigung der Reflexion, und die Stellung in der Reflexion unverändert, weil sie verändert nur innerhalb der Reflexion ist. Selbst dies, daß der Gegenwart, indem sie mit einem abgeschlossenen Zeitalter zusammengestellt wird, in gewisser Weise Unrecht geschieht, insoweit ja die Gegenwart gerade in der Schwierigkeit des Werdens liegt, ist doch nur eine Reflexions-Bestimmung, denn dafür hat sie ja auch das Ungewisse der Hoffnung.

Eine leidenschaftlich tumultuarische Zeit wird alles über den Haufen werfen; alles umstoßen; eine revolutionäre, aber leidenschaftslose und reflektierende

verwandelt die Kraftäußerung in ein dialektisches Kunststück: Alles bestehen zu lassen, aber ihm heimtückisch die Bedeutung abzulisten; statt in einem Aufruhr kulminiert sie darin, daß sie die innerliche Wirklichkeit der Verhältnisse in einer Reflexionsspannung abmattet, die Alles bestehen läßt, aber das ganze Dasein in eine Zweideutigkeit verwandelt hat: so daß alles in seiner Faktizität besteht, während dialektischer Betrug privatissime eine heimliche Lesart unterschiebt — daß es nicht bestehe.

Sittlichkeit ist Charakter, Charakter ist das Eingegrabene (*χαράσσω*), aber das Meer hat keinen Charakter und der Sand hat auch keinen und abstrakte Verständigkeit auch keinen, denn der Charakter ist eben die Innerlichkeit. Unsittlichkeit ist als Energie auch Charakter. Zweideutigkeit ist es dagegen, wenn man weder das eine noch das andere hat; und Zweideutigkeit im Dasein ist es, wenn die qualitative Disjunktion der Qualitäten geschwächt wird durch eine nagende Reflexion. Der Aufruhr der Leidenschaften ist elementarisch, die Auflösung durch Zweideutigkeit ist ein sachter aber Tag und Nacht geschäftiger Sorites. Die Unterscheidung zwischen Gut und Böse wird energiert durch eine leichtfertige, vornehme, theoretische Kenntniß des Bösen, durch eine hoffärtige Klugheit, die weiß, daß das Gute nicht geachtet wird und sich nicht lohnt in der Welt — so daß es nächstens Dummheit ist. Keiner wird vom Guten hingerissen zu großer That, keiner vom Bösen übereilt in himmelschreiender Sünde, insoweit hat keiner dem andern etwas vor-

zuwerfen, und doch gibt es gerade aus dem Grund umso-
mehr zu schwächen, denn die Zweideutigkeit ist ein unauf-
hörliches Inzitant, und ganz anders wortreich als die
Freude über das Gute und der Abscheu vor dem Bösen.

Die Springfedern der Lebensverhältnisse, die nur in
einer qualitativ trennenden Leidenschaft sind, was sie sind,
verlieren ihre Elastizität. Die Fernheit des Verschiedenen
von seinem Gegensatz im Qualitätsausdruck ist nicht mehr
das Gesetz für das innerliche Verhalten zu einander. Die
Innerlichkeit fehlt, und das Verhältnis ist insofern nicht da,
oder das Verhältnis ist eine schlappe Kohäsion. Das ne-
gative Gesetz ist nämlich: einander nicht entbehren und
auch nicht zusammenhalten zu können, das positive: ein-
ander entbehren und auch zusammenhalten zu können, oder
doch positiv: einander nicht entbehren zu können auf Grund
des Zusammenhalts. Statt des innerlichen Verhältnisses tritt
ein anderes ein: das Verschiedene verhält sich nicht zu
seinem jeweiligen Gegensatz, sondern die Partner stehen
gleichsam da und passen aufeinander mit den Augen, und
diese Spannung ist eigentlich das Aufhören
des Verhältnisses. Es ist nicht die Bewunderung,
die froh und munter, prompt im Ausdruck der Achtung den
Gut abnimmt vor der Auszeichnung, und sich nun empört
gegen deren Stolz und Anmaßung, auch ist das Verhältnis
nicht das umgekehrte, keineswegs, Bewunderung und Aus-
zeichnung werden fast Gleichgestellte, die mit den Augen
aufeinander passen. Es ist nicht der Bürger, der mit unter-
täniger Huldigung freimütig den König ehrt und sich nun
erbittert über dessen Herrschsucht, keineswegs, Bürger zu sein
wird etwas ganz anderes, wird zum dritten Mann sein;
der Bürger hat kein unmittelbares Verhältnis zum König,

sondern er ist Zuschauer und rechnet die Aufgabe aus: das Verhältnis zwischen einem König und einem Untertan; denn es geht eine zeitlang damit, Komitees und Komitees aufzustellen, so lange da doch noch beständig eine Menge ist, die mit voller Leidenschaft das Bestimmte sein will, was sie sein soll, aber zuletzt endet es damit, daß das ganze Zeitalter zum Komitee wird. Es ist nicht der Vater, der im Zorn seine väterliche Autorität in einem einzigen Fluche sammelt, nicht der Sohn, der trotz, eine Trennung, die doch vielleicht in der Innerlichkeit der Versöhnung enden könnte, nein das Verhältnis ist soweit untadelig, denn es ist eher im Begriff aufzuhören, weil sie sich nicht wesentlich und unmittelbar zu einander verhalten, sondern das Verhältnis ist ein Problem geworden, wo die Partner gleich wie in einem Spiel auf einander passen, anstatt ein Verhältnis zu einander zu haben; sozusagen einander die fälligen Repliken in den Mund zählen, statt der resoluten Hingabe; denn es geht ja eine Zeit lang, daß immer Mehr und Mehr auf des stilleren Lebens bescheidene aber doch so gewichtige und Gott wohlgefällige Aufgaben verzichten, um etwas Höheres zu realisieren, um in einem höheren Verhältnis über die Verhältnisse nachzudenken, aber zuletzt wird die ganze Generation eine Repräsentation von — ja es ist nicht gut zu sagen, was sie repräsentiert; sie denkt über die Verhältnisse nach — ja es ist nicht gut zu sagen wem zuliebe. Es ist nicht eine auffällige Jugend, die doch zittert und bebt vor dem Schulmeister, nein, eher ist das Verhältnis eine gewisse Gleichheit im gegenseitigen Austausch der Gedanken zwischen Lehrer und Schüler, wie eine gute Schule eingerichtet sein müsse. In die Schule gehen bedeutet nicht zu zittern und zu beben, bedeutet auch nicht einzig und allein zu lernen.

sondern bedeutet fast so etwas wie mitinteressiert zu sein an dem Problem des Schulunterrichts. Die unterschiedlichen Beziehungen zwischen Mann und Weib werden nicht in vermessener Zügellosigkeit gebrochen, keineswegs, die Schicklichkeit wird soweit gewahrt, daß man beständig von der einzelnen „unschuldigen“ Aeußerung des Grenzstreits und der Liebelei sagen muß, daß er nichts zu bedeuten habe. Wie soll man ein solches Verhältnis nennen? Ich denke, eine Spannung, aber wohl zu merken nicht eine Spannung, die die Kraft zu einer Katastrophe anstrammt, sondern eine, in der das Dasein sich aufreibt; die Feurigkeit geht verloren und die Begeisterung und die Innerlichkeit, die der Abhängigkeit Kette und des Herrschertums Krone leicht, die des Kindes Gehorsam und des Vaters Autorität freudig machen, die der Unterwerfung der Bewunderung und der Erhebung der Auszeichnung den Freimut, die dem Lehrer die giltige anerkannte Bedeutung und damit dem Schüler die Gelegenheit zu lernen geben, die des Weibes Schwachheit und des Mannes Kraft einen in der gleichen Stärke der Hingebung. Das Verhältnis besteht wohl, aber es ermangelt der Spannkraft zur Sammlung in Innerlichkeit und zur Vereinigung in Einträchtigkeit. Die Verhältnisse äußern sich als daseiend und doch als abwesend, nicht in Fülle, eher in einer gewissen schleppenden schläfrigen Unabgebrochenheit.

Man gestatte mir, mit einem ganz einfachen Bilde zu erhellen, was ich meine. Ich kam einmal in eine Familie, die hatte eine Standuhr, deren Werk auf irgend eine Weise in Unordnung gekommen war. Aber die Unordnung äußerte sich nicht dadurch, daß die Spirale auf einmal abschnurrte, oder daß die Feder sprang, noch daß sie aufhörte zu schlagen;

im Gegentheil sie fuhr fort zu schlagen, aber auf eine sonderlich abstrakt normale und doch verwirrende Weise. Sie schlug nicht zwölf Mal, wenn es zwölf Uhr war, und dann ein Mal, wenn es ein Uhr war, sondern sie schlug immer nur ein Mal mit einem bestimmten Zwischenraum. Auf diese Weise schlug sie den ganzen Tag hindurch und gab doch niemals den Glockenschlag an. Und so ist es in einer ermattenden Spannung: die Verhältnisse bestehen; mit einer abstrakten Unabgebrochenheit, die den Bruch verhindert, äußert sich da etwas, was man die Äußerungen des Verhältnisses nennen muß, und doch werden die Verhältnisse nicht nur nicht präzise sondern nahezu sinnlos angegeben. Das Täuschende ist das Bestehen der Verhältnisse, ihre Faktizität, das Gefährliche ist, daß gerade dies das heimliche Aagen der Reflexion begünstigt. Denn gegen Aufruhr kann man Gewalt gebrauchen, für offenkundige Fälschung ist Strafe in Aussicht, aber dialektische Geheimnissträmerei ist schwierig auszurotten; da gehört schon ein verhältnismäßig feineres Ohr dazu, um der Reflexion lautlose Bewegungen auf den Schleichwegen der Zweideutigkeit zu vernehmen.

Das Bestehende besteht, aber die Leidenschaftslosigkeit der Reflexion findet ihre Beruhigung darin, daß es eine Zweideutigkeit ist. Man will nicht die Macht des Königs abgeschafft haben, keineswegs, aber wenn man sie nach und nach in eine Einbildung verwandeln könnte, so würde man mit Vergnügen Hurra vor dem König rufen. Man will nicht die Auszeichnung stürzen, keineswegs; aber wenn man zu gleicher Zeit ein Wissen befördern könnte, daß sie eine Einbildung sei — so wollte man bewundern. Man will die ganze christliche Terminologie bestehen lassen, aber unter der Hand wissen, daß nichts Entscheidendes dabei gedacht

zu werden braucht. Und man will ohne Reue sein, denn man reißt ja nichts nieder. Man möchte ebensowenig einen gewaltigen König haben, wie einen energischen Freiheitshelden, oder einen religiös Bevollmächtigten, nein man will ganz unschuldig das Bestehende bestehen lassen, aber in einem reflektierten Wissen mehr oder weniger um sein Nichtbestehen wissen. Und so möchte man stolz sein in der Einbildung, daß das Ironie sei, recht als wäre der Ironiker nicht gerade der im Geheimen Begeisterte in einer negativen Zeit (gleichwie der Held der offenbar Begeisterte ist in einer positiven Zeit), recht als wäre der wahre Ironiker nicht das Opfer, da ja doch jener Großmeister damit endete, daß er mit dem Tode bestraft wurde.

Die Reflexionsspannung konstituiert sich zuletzt zum Prinzip, und wie in einer leidenschaftlichen Zeit Begeisterung das einende Prinzip ist, so wird in einer leidenschaftslosen und stark reflektierten Zeit *Neid* das negativ einende Prinzip sein. Das muß doch nicht gleich in ethischer Bedeutung als eine Beschuldigung verstanden werden, nein, die Idee der Reflexion, wenn man so sagen darf, ist: *Neid*, und der *Neid* ist deshalb ein doppelter, ist der selbstische im Individuum, und dann wieder der der Umgebung gegen es. Der *Neid* der Reflexion im Individuum verhindert die pathetische Entscheidung in ihm; und wollte sie ihm doch fast glücken, dann hält der Reflexionswiderstand seiner Umgebung es auf. Der *Neid* der Reflexion hält Willen und Kraft gleichsam gefangen. Erst muß das Individuum den Kerker durchbrechen, in welchem es seine eigene Reflexion festhält, und ist ihm das geglückt, steht es doch noch nicht im Freien, sondern in dem großen Gefängnisbau, den die Reflexion der Umgebung errichtet, und hat durch das Reflexionsverhältnis

in sich wieder ein Verhältniß zu jenem, von dem es nur religiöse Innerlichkeit freimachen kann, wie sehr es auch selber die Unwahrheit des Verhältnisses durchschauern mag. Aber daß es ein Gefängniß ist, in dem die Reflexion das Individuum und die Zeit hält, daß es die Reflexion ist, die es tut, und nicht Tyrannen und Geheimpolizei, nicht Priester und Aristokraten: das zu verstehen verhindert die Reflexion aus aller Macht und hält die schmeichelnde Einbildung aufrecht, daß die Reflexionsmöglichkeit etwas ganz anders Großartiges sei als die armselige Entscheidung. Der selbstische Neid fordert in der Form des Wunsches zu viel vom Individuum selber, und hindert es dadurch, er verzärtelt es wie einer schwachen Mutter Verliebtheit, denn der Neid auf sich selber hindert das Individuum, sich hinzugeben. Der Neid der Umgebung, an dem ja das Individuum wieder selber teil hat gegen die Andern, ist in negativ-kritischem Sinne neidisch.

Aber je länger das hingehet, umsomehr wird sich der Neid der Reflexion zum ethischen Ressentiment konstituieren. Eingesperrte Luft entwickelt immer Gift, und so entwickelt die Eingesperrtheit der Reflexion, wenn keine Handlung, keine Begebenheit auslöst, das verdammenswerte Ressentiment. Während die besseren Kräfte einander die Stange halten in einer Reflexionsspannung, kommt die Erbarmlichkeit auf, ihre Verächtlichkeit wird ihr zum schützenden Privilegium werden, eben weil sie sich dadurch der Aufmerksamkeit des Ressentiments entzieht.

Uebrigens ist es tief gegründet in der menschlichen Natur, daß sie nicht in einem fort sich auf der Höhe halten und dabei bleiben kann zu bewundern, sie verlangt eine Abwechslung. Selbst die meist begeisterte Zeit fordert deshalb einen

Ressentimentspaß gegen das Ausgezeichnete. Das ist ganz in der Ordnung, und kann in Ordnung vor sich gehen, wenn die Auszeichnung nach den Fastnachtscherzen den Blick der Bewunderung wieder auf sich zieht und unverändert geblieben ist: denn sonst geht mit dem Spaß mehr verloren, als der Spaß wert war. So kann das Ressentiment seinen Spielraum selbst in einer begeisterten Zeit finden. Ja ist selbst die Zeit weniger begeistert, wenn sie nur noch die Kraft hat dem Ressentiment Charakter zu geben, und mit sich selber einig ist, was sein Ausdruck bedeutet, kann es seine wenn auch gefährliche Bedeutung haben. So war z. B. der Ostrazismus in Griechenland ein Ausdruck für das Ressentiment, eine Art Gleichgewichtsnotwehr gegen das Ausgezeichnete. Man übte ihn aus, aber man war einig mit sich selber, was ja dialektisch im Begriffe liegt, daß der Ostrazismus eine Auszeichnung war. Es könnte deshalb im Verhältnis zur Darstellung einer etwas früheren Zeit in Griechenland im Sinne des Aristophanes ironisch sein, einen ganz unbedeutenden Mann durch Ostrazismus mit der Verbannung bestrafen zu lassen. Dieses Ironische wäre eine noch höhere Komik als die, die z. B. einen solchen Unbedeutenden ironisch Herrscher werden läßt, gerade weil die Verbannung durch Ostrazismus schon der negative Ausdruck für die Auszeichnung ist; weshalb es eine noch höhere ironische Komik sein würde, die Sache damit enden zu lassen, daß das Volk den Verbannten zurückriefe weil es ihn nicht entbehren konnte, der nun so ein reines Rätsel für die Menschen werden müßte, zwischen denen er in seinem Exil lebte, da die ja natürlich gar nichts Auszeichnendes an ihm entdecken konnten. In den Rittern stellt Aristophanes den vollkommnen Fäulniszustand dar, wo die Pöbel-

haftigkeit damit endet, — so wie man die Exkremente des Dalai Lama anbetet — sich selber im ersten besten des Auswurfs anzubeten oder anbetend anzuschauen, ein Verhältnis, das innerhalb der Demokratie dem entspricht, was innerhalb einer Monarchie die Kaiserkrone zur Auktion stellen wäre. Aber wenn das Ressentiment noch Charakter hat, ist der Ostracismus eine negative Auszeichnung. Der Mann, der zu Aristides sagte, daß er für dessen Verbannung stimme, „weil er nicht dulden konnte, daß Aristides der einzige Gerechte genannt werde“, er leugnete eigentlich nicht die Auszeichnung des Aristides, aber er gestand etwas über sich selber, daß er nämlich anstatt in der glücklichen Verliebtheit der Bewunderung, in der unglücklichen des Ressentiments sich zu dem Ausgezeichneten verhalte, aber er setzte ihn nicht herunter.

Je mehr dagegen die Reflexion Oberhand gewinnt und die Indolenz begünstigt, umso gefährlicher wird das Ressentiment, weil es nicht Charakter hat, sich seiner eigenen Bedeutung selbst bewußt zu werden, sondern charakterlos und schleichend in Unbeständigkeit und Feigheit je nach den Umständen dieselbe Aeußerung auf die verschiedenste Weise unerklärt, will, daß sie Spaß sein soll, und wenn es das mißglückt sieht, daß sie Beleidigung sein soll, und wenn das mißglückt, daß sie gar nichts sein soll, will daß sie ein Witz sein soll, und wenn das nicht einschlägt, daß sie auch so nicht gemeint war, daß sie ethische Satire sei, aus der man sich etwas machen soll, und wenn das mißglückt, daß sie nichts war und sich niemand etwas daraus machen soll. Das Ressentiment konstituiert sich zum Prinzip der Charakterlosigkeit, die von der Erbärmlichkeit her sich dazu emporschleichen will, etwas zu sein, indem

sie sich beständig durch die Konzeption deckt, daß sie nichts sei. Das Ressentiment der Charakterlosigkeit versteht nicht, daß das Ausgezeichnete das Ausgezeichnete ist, es versteht sich selber nicht darin, es wenn auch negativ anzuerkennen, sondern es will es am Boden haben, will das Ausgezeichnete erniedrigt haben, so daß es wirklich nicht mehr das Ausgezeichnete ist; und das Ressentiment richtet sich gegen das Ausgezeichnete, das ist, und gegen das, das aufkommen will.

Das sich etablierende Ressentiment ist die Nivellierung, und während eine leidenschaftliche Zeit vorwärts stürmt, erhebt und stürzt, aufrichtet und unterdrückt, tut eine reflektierte leidenschaftslose Zeit das Gegenteil, sie ersticht und verhindert, sie nivelliert. Nivellieren ist eine stille, mathematisch abstrakte Beschäftigung, die gar kein Aufheben macht. Während die aufbrausende flüchtige Begeisterung mißmutig selbst ein Unglück wünschen könnte, nur um des Daseins Kräfte zu verspüren, ist ihrer Ablösung, der Apathie, mit einer Störung nicht gedient, so wenig wie einem nivellierenden Ingenieur. Ist ein Aufruhr in seinem Maximum wie der Ausbruch eines Vulkans, so daß man sein eigenes Wort nicht hören kann; so ist das Nivellement in seinem Maximum wie eine Totenstille, über die sich nichts erheben kann, sondern alles sinkt ohnmächtig in sie hinab.

An der Spitze eines Aufruhrs kann ein einzelner Mann stehen, aber an der Spitze der Nivellierung kann kein einzelner Mann stehen, denn so würde er ja der Herrscher werden und der Nivellierung entgangen sein. Das einzelne Individuum kann in seinem stillen Kreis mitwirksam an der Nivellierung sein, aber diese selbst ist eine abstrakte Macht,

und die Nivellierung ist der Sieg der Abstraktion über die Individuen. Die Nivellierung in der modernen Zeit entspricht in der Reflexion dem was im Altertum das Schicksal war. Das Altertum ist dialektisch in Richtung auf das Hervorragende (der einzelne Große — und so die Menge, ein Freier — und so Sklaven), das Christentum ist bis auf weiteres dialektisch in Richtung auf Repräsentation (die Mehrzahl schaut sich selber im Repräsentierenden an, wird frei im Bewußtsein, daß sie es ist, die repräsentiert wird, in einer Art Selbstbewußtsein); die Gegenwart ist dialektisch in Richtung auf Gleichheit, und deren — verfehlte — konsequenteste Durchführung ist das Nivellement, als die negative Einheit der negativen Gegenseitigkeit der Individuen.

Jeder wird leicht sehen, daß die Nivellierung ihre tiefe Bedeutung in der Uebermacht der Generationskategorie über die Individualitätskategorie hat. Während im Altertum die Menge der Individuen gleichsam dazu da war, den Preis zu bestimmen, wie viel das ausgezeichnete Individuum wert war, so ist der Münzfuß heute so verändert, daß gleichmäßig ungefähr so und so viele Menschen auf ein Individuum gehen, so daß es bloß gilt, sich die gehörige Anzahl zu sichern — so hat man Bedeutung. Der Einzelne in der Menge bedeutete im Altertum gar nichts, der Ausgezeichnete bedeutete sie alle; die Gegenwart tendiert zu der mathematischen Gleichheit, daß so ungefähr gleichmäßig durch alle Stände so und so viele auf ein Individuum gehen. Der Ausgezeichnete durfte sich alles erlauben, die Einzelnen in der Menge gar nichts, jetzt versteht man, daß so und so viele auf ein Individuum gehen, und ganz konsequent zählt man sich zusammen (man nennt das ja freilich sich vereinigen, aber das ist eine Galanterie) bei der unbe-

deutendsten Gelegenheit. Nur um einen Einfall zu realisieren, zählt man sich einige Mann zusammen, und so tut man es: so darf man es tun. Daher kommt es schließlich, daß selbst ein vorzugsweise Begabter sich doch nicht von der Reflexion frei machen kann, weil er bald im Bedeutungslofesten sich als ein Bruchteil bewußt wird, und um die religiöse unendliche Befreiung kommt. Selbst wenn eine Vereinigung Mehrerer den Mut hätte, dem Tod entgegen zu gehen: damit wäre in unserer Zeit noch nicht gesagt, daß jeder Einzelne Mut dazu hätte, denn das, was der Einzelne mehr als den Tod fürchtete, wäre das Reflexionsurteil über ihn, der Reflexionsanspruch gegen ihn, daß er als Einzelner etwas wagen wollte. Der Einzelne gehört nicht Gott, nicht sich selber, nicht der Geliebten, nicht seiner Kunst, nicht seiner Wissenschaft, nein wie ein Leibeigener einem Gut gehört, so wird der Einzelne sich bewußt in einem und allem einer Abstraktion zu gehören, unter die ihn die Reflexion ordnet. Wenn eine Vereinigung Mehrerer in unserer Zeit sich dazu entschließen könnte, jeder für sich, ihr ganzes Vermögen zum einen oder anderen wohltätigen Zweck herzugeben, daraus folgte nicht, daß der Einzelne sich dazu entschließen könnte, und wieder nicht weil er entschlossen wäre in Hinsicht auf den Verzicht, sondern weil er das Reflexionsurteil noch viel mehr fürchtete als die Armut. Ob zehn sich enig werden könnten einzustehen für die volle ungeschmälerte Liebe oder das durch keine lähmende Rücksicht eingeschränkte Recht der Begeisterung, daraus folgte nicht, daß jeder von den Zehn dazu imstande wäre, denn höher noch als der Liebe Seligkeit und der Begeisterung Zeugnis in ihrem Geist würden sie doch zweideutig das Reflexionsurteil lieben — deshalb müßten sie ja auch zehn

sein bei einer Sache, bei der es ein Widerspruch ist mehr als einer zu sein. Das vergötterte positive Prinzip des Sozialismus in unserer Zeit ist gerade das Verzehrende, das Demoralisierende, das in einer Reflexions-Sklaverei selbst Tugenden zu vitia splendida macht. Und woher kann das kommen wenn nicht daher, daß an der religiösen Individualitäts-Aussonderung vor Gott und der Verantwortung in der Ewigkeit vorbeigegangen wird. Wenn hier die Schrecken beginnen, sucht man Trost in Kompagnie, und so fängt die Reflexion das Individuum für sein ganzes Leben. Und die, die auch nicht einmal den Beginn dieser Krise wahrnahmen, sie gehen ohne weiteres im Reflexions-Verhältnis unter.

Das Nivellement ist nicht eines Einzelnen Handlung, sondern ein Reflexionsspiel in der Hand einer abstrakten Macht. Wie man die Diagonale im Parallelogramm der Kräfte berechnet, so kann man das Gesetz des Nivellements berechnen. Denn der Einzelne, der einige nivelliert, wird selber wieder mitgenommen, und so weiter. Während deshalb der Einzelne selbstfüchtig zu wissen scheint, was er tut, muß man von ihnen allen zusammen sagen: sie wissen nicht was sie tun, denn wie in der Einträchtigkeit der Begeisterung ein Mehr herauskommt, das nicht das der Einzelnen ist, so kommt hier auch ein Mehr heraus. Man beschwört einen Dämon herauf, den kein Einzelner bewältigen kann; und während der Einzelne im kurzen Augenblick der Nivellierungslust selbstisch die Abstraktion genießt, unterschreibt er zugleich seinen eigenen Untergang. Das Vorwärtstürmen des Begeisterten kann mit Untergang enden, aber der Sieg des Nivellierenden ist eo ipso sein Untergang. Die Skepsis der Nivellierung kann keine Zeit hemmen, die

Zeit, unsere Zeit also auch nicht, denn in dem Augenblick, wo sie ihr Einhalt tun will, wird diese wieder ihr Gesetz entwickeln. Sie kann nur dadurch aufgehalten werden, daß das Individuum in individueller Aussonderung die Uner-schrockenheit der Religiosität gewinnt. Ich sah einmal einer Rauferei zu, bei der drei Menschen auf schändliche Weise einen Vierten mißhandelten. Der Haufe stand herum und sah unwillig zu; Ausdrücke des Uergers und Murren be-ginnen die Handlung in Fluß zu bringen: es sammeln sich ein paar aus der Menge, packen einen der Angreifer, werfen ihn zu Boden u. s. w. Also die Rächer entwickelten das-selbe Gesetz wie die Angreifer. Wenn es mir gestattet ist, meine geringe Person mit anzubringen, will ich die Geschichte zu Ende erzählen. Ich trat hinzu und suchte dialektisch einem der Rächer das Inkonsequente in ihrem Betragen auseinander zu setzen, aber es stellte sich heraus, daß es ihm ganz unmöglich war, sich auf solches einzu-lassen, er wiederholte nur immer: das hat er redlich ver-dient, ein solcher Schlingel, zu dritt gegen einen. Das Komische liegt nahe besonders für den, der den Anfang nicht gesehen hatte und also einen Mann über einen andern sagen hörte: daß er (der einzelne) zu dritt war gegen einen, und das gerade in dem Augenblick hörte, in dem das Ent-gegengesetzte der Fall war: daß sie zu dritt waren gegen ihn. Das Erste wäre komisch durch den Widerspruch im selben Sinn wie „als der Wächter zu einer einzelnen Person sagte: wollen Sie so gut sein und auseinander-gehen“; das Zweite wäre komisch durch den Selbstwider-spruch. Was ich dagegen verstand war, daß es noch am besten sei die Hoffnung, diese Skepsis zu beenden, aufzu-geben, damit sie nicht gegen mich fortgesetzt werde. Rein

einzelner Mann (der Ausgezeichnete in Richtung auf Hervorragenden und die Dialektik des Schicksals) wird der Abstraktion der Nivellierung Einhalt tun können, denn sie ist ein negatives Höheres, und die Zeit der Helden ist vorbei. Keine Kongregation wäre imstande, die Abstraktion der Nivellierung aufzuhalten, weil die Kongregation selbst durch den Zusammenhang der Reflexion im Dienste der Nivellierung ist. Auch nicht die Individualität der Nationalitäten wird sie aufhalten können, denn die Abstraktion der Nivellierung reflektiert auf eine höhere Negativität: die reine Menschheit. Die Abstraktion der Nivellierung, diese Selbstanzündung des Menschengeschlechts, veranlaßt durch die Friktion, die entsteht, wenn die individuelle Innerlichkeits-Aussonderung in Religiosität ausbleibt, wird bestehen bleiben wie man das von einem Passat sagt, der Alles verzehrt, aber durch den die Individuen, jedes für sich, wieder religiös erzogen werden können, ihnen im höchsten Sinn dazu verholfen werden kann, im examen rigorosum der Nivellierung die Wesentlichkeit der Religiosität in sich selber zu gewinnen. Für den Jüngeren, der, wie fest er auch für seine Person an dem hängt, was er als das Ausgezeichnete bewundert, von Anfang an faßt, daß die Nivellierung das ist, was der selbstische Einzelne und das selbstische Geschlecht zum Bösen denken, aber auch was für den Einzelnen, jeden besonders, wenn er es nur in Aufrichtigkeit mit Gott will, der Ausgangspunkt für das höchste Leben sein kann, für ihn wird es in Wahrheit bildend sein, in der Zeit der Nivellierung zu leben. Die Gegenwart wird für ihn im höchsten Sinn religiös entwickelnd und zugleich ästhetisch und intellektuell ausbildend sein, indem das Römische sich absolut geltend machen wird. Denn das höchste Römische ist gerade,

daß das einzelne Individuum ohne irgend eine Zwischenbestimmung unter die unendliche Abstraktion der „reinen Menschheit“ hingeführt werden soll, indem alle Individualitäts-Konkretionen der Organisation, die durch die Relativität das Romische temperieren und durch relatives Pathos die Individuen stärken könnten, verzehrt sind. Aber das ist wieder der Ausdruck dafür, daß die Rettung nur in der Wesentlichkeit der Religiosität im einzelnen Individuum liegt. Und begeisternd für den Einzelnen wird es sein zu fassen, daß gerade der Irrtum dem Einzelnen, jedem besonders, wenn er es nur hochgemut will, den Zugang zum Höchsten öffnet. Aber die Nivellierung muß bestehen bleiben, sie gehört dazu, wie das Vergerniß in die Welt kommen muß, aber weh dem, durch den es herein kommt.

Es wurde oft genug gesagt, daß eine Reformation damit beginnen solle, daß jeder sich selber reformiere; aber das ist so nicht zugegangen, denn die Reformationsidee hat einen Helden erzeugt, der vielleicht teuer genug von Gott seine Bestallung als Held erkaufte hat. Indem sie ohne weiteres sich ihm anschließen, bekommen die Individuen für billigen Preis das teuer Erkaufte, aber sie bekommen auch nicht das Höchste. Die Abstraktion der Nivellierung dagegen ist ein Prinzip, das gleich dem scharfen Ostwind sich nicht mit dem einzelnen Individuum in irgend ein intimeres Verhältnis einläßt, sondern nur in ein Abstraktionsverhältnis, das gleichmäßig für alle gilt. Kein Held leidet da für Andere und hilft Anderen, die Nivellierung wird selbst zum scharfen Zuchtmeister, der sich der Erziehung annimmt. Und der, der das Maximum aus der Erziehung lernt und das Maximum wird, er wird nicht der Ausgezeichnete, der Held, der Hervorragende, das verhindert die Nivellierung,

die konsequent ist bis zum Aeußersten, und er verhindert es selbst, weil er die Bedeutung der Nivellierung erfaßt hat, nein er wird nur ein wesentlicher Mensch im vollen Sinn der Gleichheit. Das ist die Idee der Religiosität. Aber die Erziehung ist streng, und die Ausbeute anscheinend sehr gering; anscheinend, denn wenn das Individuum nicht lernen will, in der Wesentlichkeit der Religiosität vor Gott sich mit sich selber zu begnügen, sich damit zu begnügen, anstatt über die Welt zu herrschen über sich selber zu herrschen, sich zu begnügen, als Priester sein eigener Zuhörer, als Verfasser sein eigener Leser zu sein usw., wenn es nicht lernen will, sich für dieses Höchste zu begeistern, weil es die Gleichheit vor Gott ausdrückt und die Gleichheit mit Allen: so entwischt es nicht der Reflexion, so erlebt es vielleicht, nach dem Maße seiner Begabung, einen täuschenden Augenblick, in dem es glaubt, es sei es, das nivelliere, bis es unter der Nivellierung hinsinkt. Es hilft nichts einen Holger Danske oder einen Martin Luther zu verheißen und zu beschwören, deren Zeit ist vorbei, und es ist doch im Grunde nur die Bequemlichkeit der Individuen, die so etwas wünscht, der Endlichkeit Ungeduld, die etwas billig aus zweiter Hand haben will statt des Höchsten, das teuer aus erster Hand gekauft wird. Es hilft nichts, Verein auf Verein zu gründen, denn negativ ist da etwas Höheres eingesetzt, wenn auch der kurzfristige Vereinsmann das nicht sehen kann. Das Individualitätsprinzip in seiner unmittelbaren und schönen Formation präfigurirt die Generation durch den Ausgezeichneten, den Hervorragenden, und läßt die untergeordneten Individualitäten sich um den Repräsentanten schließen und gruppieren. Das Individualitätsprinzip in seiner ewigen Wahrheit gebraucht die Abstraktion und Gleich-

heit der Generation als Nivellierendes und entwickelt dadurch das Individuum mit dessen eigenem Mitwirken religiös zu einem wesentlichen Menschen. Denn so ohnmächtig wie die Nivellierung gegen das Ewige ist, so übermächtig ist sie gegen jedes Provisorium. Die Reflexion ist eine Schlinge, in der man sich fängt, aber durch der Religiosität begeisterten Sprung wird das Verhältniß ein anderes, und sie wird zur Schlinge, die einen in der Ewigkeit Arme wirft. Und die Reflexion ist und bleibt der hartnäckigste Creditor im Dasein; listig hat sie bis jetzt alle möglichen Lebensanschauungen aufgekauft, aber der wesentlichen Religiosität ewige Lebensanschauung kann sie nicht kaufen, dagegen kann sie locken mit schimmernden Blendwerken von all dem Andern, entmutigen mit Reminiscenzen an all das Frühere. Aber durch den Sprung ins Tiefe lernt man sich selbst helfen, lernt man alle andern so hoch lieben wie sich selbst, ob man auch noch so sehr beschuldigt wird der Unmaßung und des Stolzes — daß man sich nicht helfen lassen will, oder des Egoismus — daß man nicht hinterlistig andere betrügen will, indem man ihnen hilft: indem man ihnen dazu hilft des Höchsten verlustig zu gehen. — Will einer sagen, daß, was ich hier vorgebracht habe, jeder wisse und jeder sagen könne, so ist meine Antwort diese: umso besser, ich wünsche keine Auszeichnung, ich habe nichts dagegen, daß jeder es weiß, es sei denn, dies, daß jeder es weiß und jeder es sagen kann, sollte bedeuten, daß es mir genommen und in einer negativen Gemeinschaft deponiert werden soll. Bekomme ich bloß die Erlaubniß, es zu behalten, so verliert es für mich nicht an Wert dadurch, daß jeder es weiß.

Im Grund hat die moderne Zeit lange zur Nivellierung tendiert durch mancherlei Umwälzungen, welche doch alle

nicht die Nivellierung waren, weil sie alle nicht abstrakt genug waren, sondern eine Wirklichkeitskonkretion besaßen. Annäherungsweise kann dadurch nivelliert werden, daß der Hervorragende gegen den Hervorragenden herrscht, so daß beide geschwächt werden; annäherungsweise kann dadurch nivelliert werden, daß ein Hervorragender durch einen anderen neutralisiert wird; dadurch, daß die Vereinigung der an sich Schwächeren stärker wird als der einzelne Hervorragende; annäherungsweise kann nivelliert werden durch einen einzelnen Stand, z. B. die Geistlichkeit, die Bourgeoisie, den Bauernstand, das Volk selbst: aber all das sind doch nur Bewegungen der Abstraktion innerhalb von Individualitätskonkretionen.

Damit die Nivellierung eigentlich zustande kommen soll, muß erst ein Phantom zuwege gebracht werden, ihr Geist, eine ungeheure Abstraktion, ein allumfassendes Etwas, das Nichts ist, eine Lusterscheinung — dieses Phantom heißt Publikum. Nur in einer leidenschaftslosen, aber reflektierten Zeit kann dieses Phantom sich entwickeln mit Hilfe der Presse, wenn diese selber zu einer Abstraktion wird. In begeisterten, in leidenschaftlich tumultuarischen Zeiten, selbst wenn ein Volk die unfruchtbare wüste Idee, alles zu schleifen und niederzureißen, realisieren will: so ist da doch kein Publikum. Da sind Parteien und da ist Konkretion. Die Presse wird in solchen Zeiten einen konkreten Charakter je nach der Zersplitterung annehmen. Aber wie stillsitzende Professionisten besonders der Entwicklung von phantastischem Sinnesbetrug ausgesetzt sind, so wird eine leidenschaftslose, stillsitzende, reflektierte Zeit, wenn die Presse das einzige sein soll, das schwächlich eine Art Leben in diese

Schläfrigkeit bringen muß, dieses Phantom erzeugen. Das Publikum ist der eigentliche Nivellierungsmeister, denn wenn nur annäherungsweise nivelliert wird, geschieht es durch irgend etwas, aber das Publikum ist ein ungeheures Nichts. Das Publikum ist ein Begriff, der im Altertum gar nicht aufkommen konnte, weil das Volk selber en masse in corpore in der Situation der Handlung auftreten, die Verantwortung dafür tragen mußte, was der Einzelne aus seiner Mitte anrichtete, während wiederum der Einzelne als dieser Bestimmte zur Stelle sein und sich dem Standrecht des Augenblicks in Beifall oder Mißbilligung unterwerfen mußte. Erst wenn kein kräftiges Zusammenleben der Konkretion Fülle gibt, wird die Presse dieses Abstraktum: das Publikum bilden können, das aus unwirklichen Einzelnen besteht, die sich niemals vereinigen oder vereinigen können in der Gleichzeitigkeit irgend einer Situation oder Organisation, und das doch als ein Ganzes festgehalten wird. Das Publikum ist ein Heer, zahlreicher als alle Völker zusammen, aber dieses Heer kann niemals gemustert werden, ja es ist auch nicht einmal imstand einen einzigen Repräsentanten zu haben, weil es selber eine Abstraktion ist. Und dessenungeachtet wird das Publikum, wenn die Zeit leidenschaftslos und reflektiert ist und alles Konkrete auswischt, zum Ganzen, das Alle umfassen soll. Aber dieses Verhältnis ist gerade wieder der Ausdruck dafür, daß der Einzelne auf sich selber angewiesen ist.

In der Gleichzeitigkeit des wirklichen Augenblicks und der wirklichen Situation mit den Wirklichen, von denen jeder etwas ist, hat der Einzelne das Unterstützende. Aber des Publikums Dasein bildet keine Situation und keine Vereinigung. Der Einzelne, der liest, ist ja nicht

Publikum, und so lesen nach und nach viele Einzelne, vielleicht alle Einzelne, aber da ist keine Gleichzeitigkeit. Das Publikum kann Jahr und Tag brauchen, um gleichsam gesammelt zu werden, und wenn es so gesammelt ist, ist es doch nicht da. Die Abstraktion, die die Individuen paralogistisch bilden, stößt ganz richtig die Individuen von sich ab anstatt ihnen zu helfen. Der, welcher in der Gleichzeitigkeit des wirklichen Augenblicks und der wirklichen Situation mit den Wirklichen selbst keine Meinung hat, nimmt dieselbe Meinung wie die Majorität an, oder ist er streitbarer, wie die Minorität. Aber die Majorität und die Minorität sind wohlverstanden wirkliche Menschen, und darin liegt das Unterstützende im Zusammenhalt mit ihnen. Das Publikum dagegen ist eine Abstraktion. Dieselbe Meinung anzunehmen wie diese und diese bestimmten Menschen bedeutet, daß man weiß, daß sie denselben Gefahren unterworfen sein wollen wie man selbst, daß sie mit einem irren wollen, wenn die Meinung ein Irrtum ist usw. Aber dieselbe Meinung wie das Publikum annehmen zu wollen ist ein trügerischer Trost, denn das Publikum ist nur da in abstracto. Während deshalb keine Majorität je so sicher war das Recht und den Sieg zu behalten wie das Publikum es ist, so ist das nur wenig tröstlich für den Einzelnen, denn das Publikum ist ein Phantom, das irgend eine persönliche Annäherung nicht erlaubt. Wenn einer heute die Meinung des Publikums annimmt und morgen ausgepiffen wird, so wird er vom Publikum ausgepiffen. Eine Generation, ein Volk, eine Volksversammlung, eine Gemeinde, ein Mann haben doch eine Verantwortung dadurch daß sie etwas sind, können sich schämen, wenn sie unbeständig und treulos sind, aber Publikum bleibt Publikum.

Ein Volk, eine Versammlung, ein Mensch können sich so verändern, daß man sagen muß: sie sind nicht mehr dieselben; aber das Publikum kann gerade das Entgegengesetzte werden und ist doch dasselbe — ist Publikum. Aber eben durch diese Abstraktion und diese abstrakte Zucht wird das Individuum gebildet (soweit es nicht schon durch seine eigene Innerlichkeit gebildet ist), wenn es nicht untergeht, im höchsten Sinn der Religiosität sich mit sich selbst und seinem Gottesverhältnis zu begnügen, an Stelle der Einigkeit mit dem Publikum, das alle die relativen Individualitäts-Konkretionen verzehrt, die Einigkeit mit sich selber zu substituieren, anstatt zu zählen und zu zählen in sich selber vor Gott Ruhe zu finden. Und das wird der absolute Unterschied zwischen der neuen und der alten Zeit sein: daß das Totale nicht die Konkretion ist, die unterstützt, die den Einzelnen ausbildet, ohne ihn doch absolut zu entwickeln, sondern eine Abstraktion ist, die in ihrer abstrakten Gleichheit abstoßend ihm dazu hilft, absolut gebildet zu werden — wenn er nicht umkommt. Das Trostlose im Altertum war, daß der Ausgezeichnete war, was die andern nicht sein konnten, das Begeisterte wird sein, daß der, der religiös sich selber gewann, nur ist, was alle sein können.

Das Publikum ist nicht ein Volk, nicht eine Generation, nicht ein Zeitalter, nicht eine Gemeinde, nicht eine Gesellschaft, nicht diese bestimmten Menschen, denn alles dies ist nur durch die Konkretion das, was es ist; ja nicht ein einziger von denen, die zum Publikum gehören, ist wesentlich engagiert; einige Stunden im Tag gehört er vielleicht mit zum Publikum, nämlich in den Stunden, in denen er nichts ist, denn in den Stunden, in denen er etwas Be-

stimmetes ist, gehört er nicht zum Publikum. Gebildet aus solchen Einern, aus den Einzelnen in den Augenblicken, in denen sie nichts sind, ist das Publikum ein ungeheures Etwas, das abstrakte Oede und Leere, das Alle und Keiner ist. Aber aus demselben Grund kann jeder sich anmaßen ein Publikum zu haben, und wie die römische Kirche himärisch sich ausbreitete indem sie Bischöfe in partibus infidelium ernannte: so ist das Publikum etwas, das jeder, selbst ein betrunkenener Matrose, sich aneignen kann, und der betrunkene Matrose hat dialektisch konsequent absolut dasselbe Recht dazu wie der am meisten Ausgezeichnete, absolut das Recht, alle diese vielen vielen Nullen seiner Einzahl v o r a n zu setzen. Das Publikum ist alles und nichts, ist die gefährlichste aller Mächte und die nichtsfragendste; man kann zu einer ganzen Nation im Namen des Publikums reden, und doch ist das Publikum weniger als ein einziger, noch so geringer, wirklicher Mensch. Die Bestimmung Publikum ist das Blendwerk der Reflexion, das mit Tauschenspielerkünsten die Individuen eingebildet macht, weil jedes sich dieses Ungeheure anmaßen kann, im Vergleich mit dem die Wirklichkeits-Konkretionen armselig erscheinen, das Publikum ist das Märchen der Verstandeszeit, das die Einzelnen phantastisch zu mehr macht, als zu Königen über ein Volk*); aber das Publikum ist auch die grausame Abstraktion, durch welche die Individuen religiös erzogen werden sollen — oder untergehen.

Die Abstraktion der Presse (denn ein Blatt, eine Zeitung sind keine staatsbürgerliche Konkretion und nur in abstraktem

*) Zum Glück habe ich als Verfasser niemals irgend ein Publikum gesucht oder gehabt, sondern mich froh mit „jenem Einzelnen“ begnügt, weshalb ich ja auf Grund dieser Eingeschränktheit fast zu einem Sprichwort geworden bin.

Sinn ein Individuum) im Verein mit der Leidenschaftslosigkeit und Reflektiertheit der Zeit erzeugt das Phantom der Abstraktion: Publikum, das das eigentlich Nivellierende ist. Auch dies kann, abgesehen von seiner negativen Bedeutung für die Religiosität, noch eine andere haben. Aber je weniger Idee in einer Zeit ist, je mehr sie, ermattet durch aufbrausende Begeisterung, sich in Indolenz wieder ausruht, wenn wir uns dazu noch denken wollten, daß die Presse schwächer und schwächer würde, weil keine Begebenheit, keine Idee die Zeit ergreifen, desto leichter wird die Nivellierung zu einer verderblichen Lust, zum Sinnenreiz, der einen Augenblick fixiert und nur das Böse schlimmer macht, und die Bedingung der Rettung schwieriger und des Untergangs Wahrscheinlichkeit größer. Und hat man oft die Demoralisation der Einzelherrschaft geschildert, den Verfall revolutionärer Zeiten, so ist eines leidenschaftslosen Zeitalters Verfall etwas ebenso Verderbliches, wenn auch infolge der Zweideutigkeit minder Auffallendes. Und darüber nachzudenken kann deshalb wohl sein Interesse und seine Bedeutung haben. Mehr und mehr Einzelne werden in der Weichlichkeit der Indolenz darnach trachten, zu nichts zu werden — um Publikum zu werden, dieses abstrakte Ganze, das gebildet ist auf die lächerliche Weise, daß der Teilnehmer den dritten Mann spielt. Diese indolente Menge, die selber nichts versteht und selber nichts tun will, dieses Galeriepublikum sucht nun einen Zeitvertreib, und gibt sich der Einbildung hin, daß alles, was einer tut, geschehe, damit es etwas zum Schwätzen bekomme. Die Indolenz sitzt vornehm mit übergeschlagenen Beinen, und jeder, der arbeiten will, der König und der Beamte und des Volkes Lehrer und der tüchtigere Journalist und der Dichter und der Künstler, alle werden gleichsam vorgespannt,

um diese Indolenz vorwärts zu schleppen, die vornehm glaubt, daß die andern die Gäule seien. Wollte ich mir dieses Publikum als eine Person denken (denn wenn auch einzelne Bessere momentweise zum Publikum gehören, sie haben doch in sich selber eine organisierende Konfretion, die sie festhält, selbst wenn sie nicht das Höchste der Religiosität gewinnen), so würde ich am ehesten an den einen oder anderen römischen Kaiser denken, eine große, wohlgenährte Figur, die an Langeweile leidet, und deshalb bloß des Gelächers Sineskizel wünscht, denn des Wizes göttliche Gabe ist nicht irdisch genug. So schlendert also diese Person zur Abwechslung herum, mehr indolent als böse, aber negativ herrschsüchtig. Jeder, der die Alten gelesen hat, weiß, auf wie viele Dinge ein Kaiser kommen konnte, um sich die Zeit zu verkürzen. Da hält sich denn das Publikum einen Hund zum Vergnügen. Dieser Hund ist die literarische Verächtlichkeit.*) Zeigt sich ein Besserer, vielleicht sogar ein Ausgezeichneter, so wird der Hund auf ihn gehezt, und der Spaß beginnt. Der bissige Hund reißt ihm die Rockschöße herunter, erlaubt sich alle Unarten und Unverschämtheiten — bis das Publikum dessen müde wird und sagt: jetzt habe ich genug davon. Da hat das Publikum nivelliert. Der Bessere, der Stärkere ist mißhandelt, — und der Hund, ja der bleibt ein Hund, den das Publikum selbst verachtet. Es wurde also durch ein Drittes nivelliert, das nichtsseiende Publikum nivellierte durch ein Drittes, das infolge seiner Verächtlichkeit schon mehr als nivelliert war und weniger als Nichts. Und das Publikum ist ohne Reue, denn es ist ja nicht das Publikum — es war ja der Hund; wie man zu den Kindern sagt: die Raße war's. Und das Publikum ist ohne Reue,

*) Das Witzblatt „Der Korsar“. (Anmerkung des Uebersetzers).

denn es war ja keine wesentliche Herabsetzung — es war bloß ein kleiner Spaß. Wenn nämlich das Werkzeug der Nivellierung eine ausgezeichnete Tüchtigkeit gewesen wäre, so wäre das indolente Publikum genarrt gewesen, denn so wäre ja das Werkzeug ihm wieder in den Weg getreten; aber wenn man das Bessere durch die Verächtlichkeit nieder hält, und die Verächtlichkeit durch sie selber: so heißt das, mit Null gegen Null quitt sein. Und das Publikum will ohne Reue sein, denn es war es ja eigentlich nicht, das den Hund hielt — man abonnierte bloß; es hegte ihn auch nicht direkt, es pfiff auch sozusagen nicht nach ihm; im Fall eines Prozesses würde das Publikum sagen: der Hund gehört mir gar nicht, er ist herrenlos; und im Falle daß der Hund aufgegriffen und in die Veterinärschule gebracht würde um tot geschlagen zu werden, könnte das Publikum sogar sagen: es war wirklich gut, daß der eklige Hund umgebracht wurde, das haben wir alle gewünscht — sogar die Abonntenen.

Vielleicht ist da einer, der sich in eine solche Lage hineinversetzt, geneigt seine Aufmerksamkeit dem Besseren, der die Mißhandlung erlitt, zu schenken und zu meinen, daß ihm ein großes Unglück widerfuhr. Diese Ansicht kann ich durchaus nicht billigen, denn der, der des Höchsten theilhaftig werden will, für ihn ist es gerade gut, solches durchzumachen, und er müßte es sich eher wünschen, ob man sich auch über das, was ihm zustößt, empören kann. Nein, das Furchtbare ist etwas anderes, es ist der Gedanke an die vielen Menschenleben, die verspielt sind, oder es leicht werden. Ich will nicht einmal von den Verlorenen reden, oder den doch bis zur Verlorenheit Irreführten, die für Geld die Rolle des Hundes spielen, sondern von den vielen

Unbefestigten, Leichtsinuigen, Sinnlichen, die in vornehmer Indolenz keinen tieferen Eindruck vom Dasein bekommen als diesen sinnlos grinsenden, von all den Toren die in neue Versuchung geführt werden, indem sie in ihrer Beschränktheit sogar sich selber wichtig vorkommen dadurch daß sie mit den Angegriffenen Mitleid haben, ohne zu fassen, daß bei einem solchen Verhältnis die Angegriffenen immer die Stärksten sind, ohne zu fassen, daß hier mit furchtbarem und doch ironischem Nachdruck gilt: Weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst.

Dieses Verhältnis ist die niedrigste Nivellierung, denn diese richtet sich immer nach der Zahlengröße, auf die alle reduziert werden sollen; so ist das ewige Leben auch eine Art Nivellierung, und doch ist es nicht so, weil hier die Einheit diese ist: in religiösem Sinn wesentlicher Mensch zu sein.

Won diesen dialektischen Kategorie-Bestimmungen und deren Konsequenzen, diese mögen nun in dem gegebenen Augenblick faktisch sein oder nicht, von diesem dialektischen Aufß-Kornnehmen der Gegenwart gehe ich jetzt dazu über, die konkreteren Prädikate des häuslichen und Umganglebens zu erreichen. Es ist die Schattenseite, die sich hier zeigen wird, und wenn auch deren Tatsächlichkeit sich nicht leugnen läßt, so ist doch auch gewiß, daß so wenig wie die Reflexion selbst das Böse ist, so gewiß muß auch eine stark reflektierte Zeit ihre Lichtseite haben, gerade weil starke Reflektiertheit eine höhere Bedeutungsfülle bedingt als unmittelbare Leidenschaft; sie bedingt — wenn die Begeisterung dazutritt und die Kräfte der Reflexion hinaus in

die Entscheidung führt; und weil starke Reflektiertheit eine größere Durchschnittstüchtigkeit in den Voraussetzungen zu handeln gibt — wenn die Religiosität im Individuum dazu tritt und die Voraussetzungen auf sich nimmt. Die Reflexion ist nicht das Böse, aber der Zustand in der Reflexion und der Stillstand in ihr sind die Mißlichkeit und das Verderben, die, indem sie die Voraussetzungen in Ausflüchte verwandeln, den Rückschritt veranlassen.

Unsere Zeit ist wesentlich die verständige, die leidenschaftslose, deshalb hat sie den Grundsatz des Widerspruchs aufgehoben. Man kann von einer leidenschaftslosen aber reflektierten Zeit im Vergleich mit einer leidenschaftlichen sagen: sie gewinnt an Extensität, was sie an Intensität verliert. Aber diese Extensität kann ja Bedingung für eine höhere Form werden, wenn eine entsprechende Intensität wieder in sich nimmt, was extensiv zur Verfügung steht.

Den Grundsatz des Widerspruchs aufheben ist in der Existenz der Ausdruck für: in Widerspruch mit sich selber sein. Die schöpferische Allmacht, die in der absoluten Leidenschaft der Disjunktion liegt, die das Individuum in die geschlossene Einigkeit mit sich selbst bringt, wird in die Extensität der Verstandesreflexion verwandelt: indem man alles Mögliche weiß und ist, im Widerspruch mit sich selber sein, d. h. gar nichts sein. Der Grundsatz des Widerspruchs stärkt das Individuum zur Treue gegen sich selber, so daß, gleich wie jene standhafte Dreizahl, von der Sokrates so schön redet, lieber alles aushalten will als zur Vierzahl oder sogar zu einer ganz großen runden Zahl zu werden, das Individuum lieber wenig in Treue zu sich selber sein will als allerhand im Widerspruch mit sich selbst.

Was ist das, Schwätzen? Es ist die Aufhebung der leidenschaftlichen Disjunktion zwischen Schweigen und Reden. Nur der, der wesentlich schweigen kann, kann wesentlich reden, nur der, der wesentlich schweigen kann, kann wesentlich handeln. Verschwiegenheit ist Innerlichkeit. Schwätzen antizipiert das wesentliche Reden, und die Aeußerung der Reflexion schwächt durch Vorkauf die Tat. Aber der, der wesentlich reden kann, weil er schweigen kann, er wird nicht über das Mannigfaltige zu reden haben, sondern über das Eine, und er wird Zeit finden zum Reden und zum Schweigen. Schwatzhaftigkeit gewinnt extensiv: sie bekommt alles Mögliche zum Schwätzen und bleibt dabei in einem fort. Wenn in einer Zeit die Individuen nicht in stiller Genügsamkeit, in der Zufriedenheit des Gemüths, in religiöser Innerlichkeit nach innen gekehrt sind, sondern in einem Reflexionsverhältnis nach außen suchen und einander suchen; wenn keine große Begebenheit die Fadenenden in der Eintracht einer Katastrophe aneinanderknüpft: so tritt das Schwätzen ein. Die große Begebenheit gibt der leidenschaftlichen Zeit (denn das Eine entspricht da dem Andern) etwas zum Reden; alle wollen vom Selben reden, die Dichter nur von ihm singen, die Gespräche nur davon widerhallen, der Vorübergehenden Grüße enthalten Anspielungen auf dieses Eine. Es ist ein und dasselbe. Geschwätz dagegen hat ganz anders vielen Stoff zum Schwätzen. Und wenn so die große Begebenheit vorbei war, wenn die Stille eintrat, so blieb da doch etwas zu erinnern, an Etwas zu denken, während man schweigt, und während ein neues Geschlecht von ganz anderen Dingen redet. Aber dem Geschwätz graut vor dem Augenblick der Stille, der die Leere offenbar machen würde.

Was sich als Gesetz im Verhältnis zur dichterischen Produktion erweist, dasselbe ist auch, in geringerem Grad, das Gesetz für jedes Menschen Leben in Umgang und Manieren. Jeder, der etwas ursprünglich erlebt, erlebt zugleich in der Idealität alle Möglichkeiten des Erlebnisses und die Möglichkeit des Entgegengesetzten. Diese Möglichkeiten sind sein dichterisch rechtmäßiges Eigentum. Seine eigene private persönliche Wirklichkeit dagegen nicht. Seine Rede, sein Produzieren sind so gerade vom Schweigen getragen. Seiner Rede, seiner Produktion Vollendung wird im Verkehr sein mit dem Schweigen, und des Schweigens absoluter Ausdruck wird sein: daß die Idealität die qualitativ entgegengesetzte Möglichkeit enthält. Sobald der Produzierende seine eigene Wirklichkeit preisgeben muß, deren Tatsächlichkeit, so ist er nicht wesentlich produktiv; sein Anfang wird sein Ende sein, und sein erstes Wort bereits eine Versündigung gegen der Idealität heilige Schamhaftigkeit. Ein solches dichterisches Erzeugnis ist deshalb auch, ästhetisch gewürdigt, eine Art privater Schwachhaftigkeit, und ist leicht daran kenntlich, daß es nicht seinen Gegensatz bei sich im Gleichgewicht hat. Denn die Idealität ist Gleichgewicht des Einen mit seinem Gegensatz. Der, der z. B. durch Unglück produktiv wurde, so er wirklich in die Idealität eingeweiht wurde, er wird mit derselben Verliebtheit das Glückliche wie das Unglückliche seines Erlebnisses produzieren. Aber das Schweigen, mit dem er sich gegen seine eigene persönliche Wirklichkeit abschließt, ist gerade die Bedingung, die Idealität zu gewinnen, sonst wird er, trotz allen Vorsichtsmaßregeln, indem er die Szene nach Afrika verlegt usw., doch an seiner einseitigen Verliebtheit privatim kenntlich sein. Denn ein Verfasser muß ja seine private Per-

fönlichkeit haben wie jeder andere, aber diese soll sein ἄδύτου sein; und wie man den Eingang in ein Haus versperrt, indem man zwei Soldaten mit gekreuzten Gewehren davor stellt: so bildet das dialektische Kreuz der qualitativen Gegensätze im Gleichgewicht der Idealität die Sperre, die jeden Zugang unmöglich macht.

Aber was so in den großen Verhältnissen gilt, und sich da am deutlichsten zeigt, weshalb es auch dargestellt wurde: dasselbe gilt nach einem geringeren Maßstab im Kleineren, das Schweigen ist hier wieder die Bedingung für den gebildeten Umgang im Gespräch zwischen Mann und Mann. Je mehr ein Mensch im Schweigen Idealität und Idee hat, umsomehr wird er selbst im täglichen Umgang imstande sein das tägliche Leben auch der Alltagsmenschen so wiederzugeben, daß es ist, als redete er nur im Abstand selbst von einem ganz bestimmten Faktum. Je weniger Idealität, je mehr Aeußerlichkeit, umsomehr wird das Gespräch ein unbedeutendes Hersagen werden und Referieren von Personennamen, von „ganz zuverlässigen“ Privatnachrichten, was der und der, mit Nennung des Namens, gesagt hat usw., eine geschwägige Vertraulichkeit betreffend was man selber will und nicht will, was man jetzt zu leisten vor hat, was man gesagt haben würde bei einer bestimmten Gelegenheit, welchem Mädchen man den Hof macht, weshalb man doch nicht heiraten will usw. Des Schweigens Insichgekehrtheit ist die Bedingung für die gebildete Rede im Umgang, das nach außen gekehrte Zerrbild der Innerlichkeit ist Schwäzen, ist Rohheit. Der, der schwächt, schwächt wohl über etwas, wie ja sein Wunsch danach geht etwas zum Schwäzen zu bekommen, aber dieses Etwas ist es nicht im Sinn der Idealität, denn dann redet man,

es ist im faktischen Sinn der Trivialität ein Etwas, z. B. daß Herr Madsen sich verlobt hat und seiner Braut einen persischen Shawl verehrte, daß der Dichter Petersen eine neue Gedichtsammlung schreiben will, daß der Schauspieler Marcussen gestern Abend ein Wort verkehrt ausgesprochen hat. Gesezt, die Verordnung könnte eingehalten werden, wir können es ja annehmen, gesezt also, es käme eine Verordnung heraus, welche nicht den Menschen verböte zu reden, sondern nur anbefahl, daß über alles, worüber geredet wird, so geredet werden müsse, als wäre es vor fünfzig Jahren geschehen: so wäre es aus mit den Schwätzern, sie müßten verzweifeln; dagegen würde es wesentlich diejenigen nicht stören können, die wirklich reden können. Daß ein Schauspieler ein Wort falsch ausgesprochen hat, kann wesentlich nur interessieren, wenn am Versprechen selber etwas bemerkenswert war, dann ist es ja aber gleichgültig, ob es vor fünfzig Jahren geschah — aber Fräulein Gusta z. B. müßte verzweifeln, sie die gerade selber an jenem Abend im Theater war, in der Loge mit der Kommerzienrätin Waller, und es war gerade sie, die es bemerkte, die auch sah, wie einer aus dem Chor darüber lachte usw. Es wäre ja wirklich eine Sünde und Grausamkeit gegen alle diese schwachhaften Menschen, die doch auch leben wollen, aber deshalb ist ja die Verordnung auch nur ein Posito.

Durch dieses Schwätzen wird nun die Distinktion zwischen dem Privaten und dem Oeffentlichen in einer privat=öffentlichen Schwachhaftigkeit aufgehoben, die ungefähr dem entspricht, was das Publikum ist. Denn das Publikum ist die Oeffentlichkeit, die sich für das Allerprivateste interessiert. Was keiner wagen würde einer Versammlung vorzutragen, wovon keiner reden könnte, was kaum die Schwätzenden

recht zugeben wollen, daß sie darüber geschwätzt haben, das kann ganz gut für das Publikum geschrieben, kann in der Eigenschaft als Publikum gewußt werden.

Was ist das, Formlosigkeit? Es ist die aufgehobene Distinktion der Leidenschaft zwischen Form und Inhalt, die deshalb wohl, im Unterschied von Verrücktheit und Dummheit, Wahrheit zum Inhalt haben kann, aber das Wahre, das sie enthält, kann niemals wesentlich wahr sein. Extensiv wird sie sich ausbreiten können, allumfassend oder alles antastend, im Gegensatz zum wesentlichen Inhalt, der intensiv in Selbstvertiefung seiner Bestimmtheit, wenn man so will, enge Begrenzung hat.

Die Allgemeinheit der Formlosigkeit in einer leidenschaftslosen aber reflektierten Zeit drückt sich übrigens, außer durch den tändelnden Umgang des Verschiedensten mit dem Verschiedensten, durch ihren Gegensatz aus: einen überwiegenden Hang und Lust zum Handeln „aus Prinzip“. Prinzipium ist, wie das Wort sagt, das Erste, d. h. das Substantielle, die Idee in der uneröffneten Form des Gefühls, der Begeisterung, die durch ihren inneren Trieb das Individuum vorwärts treibt. Dieses fehlt dem Leidenschaftslosen; für ihn wird das Prinzip ein Aeußeres, um dessen willen er sowohl das eine als auch das andere und das Gegenteil von beidem tut. Des Leidenschaftslosen Leben ist nicht ein sich offenbarendes und ausfaltendes Prinzip, im Gegenteil, sein inneres Leben ist ein geschwindes Etwas, das beständig auf dem Weg ist und darnach jagt etwas „aus Prinzip“ zu tun. Das Prinzip in diesem Sinne wird ein ungeheures Etwas, ein Abstraktum gleich dem Publikum. Und wenn das Publikum so ein ungeheures Etwas ist, daß selbst alle Nationen auf einmal aufgestellt und selbst alle

Seelen der Ewigkeit zusammen nicht so zahlreich sind wie das Publikum, und doch jeder, sogar der betrunkene Matrose, ein Publikum hat, so ist es genau so mit dem Prinzip. Es ist ein ungeheures Etwas, das selbst der unbedeutendste Mensch zu der unbedeutendsten Handlung hinzusetzt, und der dabei sich selber unendlich wichtig wird. Ein braver unbedeutender Mensch wird plötzlich ein Heroß „aus Prinzip“, und das Verhältniß bringt im Grund eine ebenso lächerliche Wirkung hervor, wie wenn ein Mann, oder wenn das Mode würde, überhaupt ein Jeder mit einer Mütze ginge, deren Schirm dreißig Ellen lang ist. Wenn ein Mann „aus Prinzip“ einen kleinen Knopf an die Brusttasche seines Rockes nähen ließe: so würde diese unbedeutende und recht zweckmäßige Vorsichtsmaßregel plötzlich eine ungeheure Bedeutung erlangen — es wäre nicht unwahrscheinlich, daß aus dem Unlaß eine Gesellschaft gegründet würde. — Gerade dieses „aus Prinzip“ hebt wieder die leidenschaftliche Disjunktion des Dekorum auf; denn das Dekorum liegt in der Unmittelbarkeit (der ersten oder der gewonnenen), im Gefühl, in der Begeisterung innerem Trieb und innerer Konsequenz mit sich selber. Aus Prinzip kann man alles tun und es bleibt im Grunde gleichgültig, gleichwie eines Mannes Existenz unbedeutend bleibt, selbst wenn er „aus Prinzip“ alles unterstützt, was des Tages Forderung heißt, selbst wenn er dadurch, daß er Statist ist, in dieser Eigenschaft als „Träger der öffentlichen Meinung“ genau so bekannt wird, wie jene Personen am Leierkasten, die herauskommen und sich mit dem Sellaer verneigen. Aus Prinzip kann man alles tun, an allem teilnehmen und selber ein unmenschliches Unbestimmtes sein. Ein Mann kann aus Prinzip sich dafür interessieren, daß ein Bordell angelegt wird; und derselbe

Mann kann aus Prinzip sich für ein neues Gesangbuch interessieren, daß die Forderung des Tages sein soll. Und so ungerechtfertigt es wäre, aus dem ersten zu schließen, daß der Mann ausschweifend sei, so übereilt wäre es vielleicht, aus dem letzten zu schließen, daß er in dem Gesangbuch lesen oder aus ihm singen wolle. Auf die Weise wird alles zulässig aus Prinzip, und wie die Polizei „auf Amtswegen“ an manche Orte kommt, wohin kein anderer kommt, und wie man mit Rücksicht auf eine Polizeiperson aus ihrem Zugewesen nichts zu schließen berechtigt ist, so kann man alles aus Prinzip tun, und jeder persönlichen Verantwortung sich entziehen. Man reißt nieder, was man selbst bewundert, aus Prinzip, was Unsinn ist, denn das Gebärende, das Schaffende ist immer latent polemisch, weil es Platz haben muß, aber das bloß Niederreißende ist ja Nichts, und sein Prinzip ist Leerheit, was soll das mit dem Platz? Scham oder Reue oder Verantwortung können indessen schwieriger Fuß fassen auf solchem Grund; denn es geschah ja alles „aus Prinzip“.

Was ist das, Oberflächlichkeit und ihre Lust: die Lust am Repräsentieren? Oberflächlichkeit ist die aufgehobene Disjunktion der Leidenschaft zwischen Verslossenheit und Offenbarung, sie ist eine Offenbarung der Leere, die doch extensiv den Vorteil blendender Vorspiegelungen gewinnt über die wirkliche Offenbarung, die die einsartige Wesentlichkeit der Vertiefung hat, während Oberflächlichkeit den Schein vielfältiger Möglichkeiten bietet. Und die Lust am Repräsentieren ist Selbstvergafftheit der Einbildung in Reflexion. Die Verslossenheit der Innerlichkeit bekommt nicht Zeit ein Wesentliches anzusehen, das zur Offenbarung kommen kann, sondern trübt sich lange vor der Zeit, und zum Ersatz

zieht die Reflexion der Selbstsucht Aller Augen wenn möglich hin auf diesen mannigfachen Schein.

Was ist das, Liebelei? Es ist die aufgehobene Distinktion der Leidenschaft zwischen wesentlich lieben und wesentlich ausschweifend sein. Weder der rechte Liebhaber noch der entschieden Ausschweifende machen sich der Liebelei schuldig, die mit der Möglichkeit tändelt. Die Liebelei ist deshalb eine Indulgenz, dem Bösen nahe kommen zu dürfen, und ein Ablass von der Realisation des Guten. Aus Prinzip zu handeln ist somit auch Liebelei, weil sie das sittliche Handeln zu einer Abstraktion verpfuscht. Aber extensiv hat die Liebelei den Vorteil, denn man kann mit allen Möglichen lieben, aber wesentlich kann doch nur ein Mädchen geliebt werden, und erotisch richtig verstanden (selbst wenn die Lust in der Zeit der Verwirrung den Flüchtigen verblendet) ist alles Abdieren doch nur ein Subtrahieren, je mehr einer hinzufügt, umso mehr zieht er ab.

Was ist das, R ä s o n n i e r e n? Es ist die aufgehobene Disjunktion der Leidenschaft zwischen Subjektivität und Objektivität. Als abstraktes Denken ist das Räsonnieren nicht dialektisch tief genug, als Meinung und Ueberzeugung ist es ohne die individuelle Vollblütigkeit. Aber extensiv geht der Räsonnierende mit dem Scheinvorteil ab; denn ein Denker kann seine Wissenschaft umfassen, ein Mann kann eine Meinung über das haben, was zu seinem bestimmten Fach gehört, kann eine Ueberzeugung haben auf Grund einer bestimmten Lebensanschauung, aber der Räsonnierende räsionniert über alles und jedes.

Anonymität hat in unserer Zeit eine weit prägnantere Bedeutung als man vielleicht denkt, sie hat fast epigrammatische Bedeutung. Man schreibt nicht bloß anonym, sondern

man schreibt anonym mit seinem Namen drunter, ja man redet anonym. Wie ein Verfasser seine ganze Seele im Stil konzentriert, so konzentriert ein Mensch wesentlich seine Persönlichkeit in der Art seiner Rede, doch muß dies mit der einschränkenden Ausnahme verstanden werden, welcher Claudius in einem ähnlichen Falle gedenkt, wenn er sagt, daß wenn man ein Buch beschwöre, so komme der Geist heraus — es sei denn daß gar keiner da ist. Heutzutage kann man wirklich mit Menschen reden, und muß sagen, daß ihre Äußerungen über die Massen verständig sind, während die Unterredung doch den Eindruck macht, als redete man mit einem Anonymus. Derselbe Mensch kann das Entgegengesetzte sagen, kann ruhig äußern, was in seinem Mund die bitterste Satire auf seine eigene Existenz ist; die Äußerung selbst ist sehr verständig, ließe sich gut in einer Generalversammlung anhören, um mit einzugehen in eine Diskussion, durch die irgend etwas fabriziert würde, wie in der Fabrik Papier aus Lumpen gemacht wird. Aber alle diese vielen Äußerungen machen doch nicht zusammen eine persönlich menschliche Rede aus, so wie sie selbst vom Einfältigsten geführt werden kann, der nur über sehr wenig reden kann, aber doch redet. Die Äußerungen werden so objektiv, ihr Umfang so allumfassend, daß es zuletzt ganz gleichgültig bleibt, wer sie macht, ein Verhältnis, das in Hinsicht auf menschlich Reden ganz dem Handeln aus Prinzip entspricht. Und wie das Publikum eine reine Abstraktion ist, so wird es zuletzt die menschliche Rede auch, da gibt es keinen mehr, der redet, sondern eine objektiv gewordene Reflexion setzt allmählich eine Atmosphäre ab, erzeugt ein abstraktes Tönen, das die menschliche Rede überflüssig macht, wie die Maschine den Arbeiter.

In Deutschland hat man sogar Handbücher für Liebende, so wird es wohl damit enden, daß ein Liebespaar da sitzen und anonym mit einander reden kann. Zu allem hat man Handbücher und die allgemeine Bildung besteht bald darin, mehr oder weniger Betrachtungen aus solchen Handbüchern auswendig zu wissen, und man exzelliert im Verhältnis zu seiner Fertigkeit, das Einzelne hervorzuholen, wie der Setzer die Lettern vornimmt.

So ist unsere Zeit wesentlich verständig, sie hat vielleicht ein Durchschnittswissen wie keine Generation vor ihr, aber sie ist leidenschaftslos. Jeder weiß vieles, wir wissen alle, welcher Weg gegangen werden soll, und die vielen Wege, die man gehen kann, aber keiner will gehen. Ueberwände endlich einer die Reflexion in sich selbst und käme zum Handeln, so würden im selben Augenblick tausend Reflexionen von außen her ihm einen Widerstand bilden, denn nur Vorschläge zu weiterer Ueberlegung werden mit aufbrausender Begeisterung entgegengenommen, Handlung aber mit Indolenz. Einige würden in vornehmer Selbstzufriedenheit des Handelnden Begeisterung lächerlich finden, Andere würden neidisch werden, weil er es war, der den Anfang machte, da sie doch gerade so gut wie er wußten, was zu tun sei — aber es doch nicht getan hatten. Andere würden den Umstand beneiden, daß doch einer da war, der gehandelt hatte, um eine Menge kritischer Betrachtungen anzubringen und ein Lager von Rasonnements Loß zu werden, wie viel verständiger man noch hätte handeln können; andere wären geschäftig im Erraten des Ausfalls und möchten am liebsten auf die Tat in der Richtung ihrer Hypothese Einfluß nehmen. Man erzählt von zwei englischen Lords, daß sie beim Spazierritt einem verunglückten Reiter begegneten,

der im Begriff war vom Pferd zu fallen, daß im Galopp vorwärts stürmte, während der Reiter um Hilfe schrie. Der eine Lord warf dem andern einen Blick zu und sagte: Hundert Guineen, daß er fällt; gilt, erwiderte der andere. Darauf gaben sie ihren Pferden die Sporen und ritten voraus, um alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. So würde die Verständigkeit unserer Zeit, nur mit weniger heroischem Millionärspleen, einer Person gleichen, die neugierig, kritisch und weltklug im Maximum die Leidenschaft hätte, eine Wette einzugehen. Des Lebens existentielle Aufgaben haben das Wirklichkeits-Interesse verloren, keine Illusion umfriedet das göttliche Wachstum der Innerlichkeit, die zu Entscheidungen heranreift; der eine ist neugierig auf den andern, alle warten unentschlossen und in Ausflüchten erfahren darauf, daß einer kommen solle, der etwas will — um dann auf ihn zu wetten.

Es kann keine Rede davon sein, daß die Idee des Sozialismus und der Gemeinschaft die Rettung der Zeit werden wird, sie ist im Gegenteil die Skepsis, die dazu gehört, damit die individuelle Entwicklung richtig vor sich gehen kann, indem jedes Individuum entweder verloren geht oder in der Zucht der Abstraktion religiös sich selber gewinnt. Das Assoziationsprinzip (das höchstens seine Gültigkeit im Verhältnis zu den materiellen Interessen haben kann) ist in unserer Zeit nicht affirmativ sondern negativ, ist eine Ausflucht, eine Zerstreuung, ein Sinnesbetrug, dessen Dialektik ist: indem es die Individuen stärkt, energiert es dieselben, es stärkt durch das Numerische im Zusammenschluß, aber das ist, ethisch, eine Schwächung. Erst wenn das einzelne Individuum ethische Haltung trotz der ganzen Welt gewonnen hat, erst dann kann die Rede davon sein sich

in Wahrheit zu vereinigen, sonst wird die Vereinigung der, jeder für sich, Schwachen etwas genau so Unschönes und Verderbliches, wie wenn Kinder heiraten. Einst hatten der Herrscher, der Ausgezeichnete, die Hervorragenden jeder eine Meinung, die andern hatten die Geschlossenheit und Entschiedenheit, daß sie eine Meinung nicht haben durften oder konnten; jetzt kann jeder eine Meinung haben, aber sie müssen sich numerisch zusammentun, um sie zu haben. Fünf- und zwanzig Unterschriften unter dem Dümmeften sind eine Meinung, des eminentesten Kopfes gründlichst durchgedachte Meinung gilt als Paradox. Die öffentliche Meinung ist ein unorganisches Etwas, eine Abstraktion. Aber wenn der Kontext sinnlos geworden ist, helfen große Uebersichten auch nichts und es ist das Beste, man nimmt der Rede einzelne Teile vor, wenn der Mund nur Geschwätz vorbringt hilft es nichts einen zusammenhängenden Vortrag halten zu wollen, man tut am Besten jedes einzelne Wort vorzunehmen — und so auch mit dem Verhältnis der Individuen untereinander. Die Veränderung wird auch diese sein. Während in den älteren Formationen (aus dem Verhältnis zwischen Geschlecht und Individuum) die Unteroffiziere, die Offiziere, die Hauptleute, die Generale, die Helden (d. h. die Ausgezeichneten, die Hervorragenden nach ihren verschiedenen Graden, die Führer), kenntlich waren, und jeder (im Verhältnis zu seiner Autorität) mit seinem kleinen Detachement malerisch und organisch sich in das Ganze ein- und unterordnete, selber gestützt vom Ganzen und es wieder stützend: so werden jetzt die Ausgezeichneten, die Führer (nach ihren respektiven Graden) ohne Vollmacht sein, gerade weil sie den göttlichen Sinn des diabolischen Prinzips der Abwärtigung verstanden haben, sie wollen un-

kenntlich sein, wie die Polizei zivil ist, und ihre entsprechende Distinktion verborgen tragen, und nur negativ unterstützen: d. h. abstoßend, während der Abstraktion unendliche Gleichheit jedes Individuum richtet, es in seiner Isolation examiniert. Diese Formation ist der genaue dialektische Gegensatz zu jener von Propheten und Richtern; und wie deren Gefahr war, nicht respektiert zu werden im Verhältnis zu ihrer Autorität, so ist der Unkenntlichen Gefahr, erkannt zu werden, sich zu Ansehen und Bedeutung als Autoritäten verlocken zu lassen, wodurch sie ihre höchste Entwicklung aufhalten würden. Sie sind nämlich unkenntlich oder gleichsam geheime Agenten nicht in Folge einer privaten Instruktion durch die Gottheit, denn das ist ja gerade der Propheten und der Richter Verhältnis, sondern sie sind unkenntlich (ohne Vollmacht), weil sie selber das Allgemeine in Gleichheit vor Gott erfaßt haben, und weil sie in jedem Augenblick dies unter Verantwortung fassen. Diese Formation ist der dialektische Gegensatz zu der organisierenden, die das Geschlecht hervorbringt, und die präformiert ist in den Ausgezeichneten zum Stützpunkt der Individuen, während sie jetzt wie eine Abstraktion, negativ unterstützt von den Unkenntlichen, sich polemisch gegen die Individuen wendet — um jeden einzelnen religiös zu retten.

Und wenn so das Geschlecht, das ja selber nivellieren sich emanzipieren und die Autorität und zugleich sich selber vernichten gewollt hat, in der Skepsis des Sozialismus den trostlosen Waldbrand der Abstraktion angefaßt hat, wenn das Geschlecht durch die Skepsis des Sozialismus nivellierend die Individualitäten und alle die organischen Konkretionen beseitigt und an deren Stelle die „Menschheit“ und die zahlenmäßige Gleichheit zwischen Mann und Frau

bekommen hat; wenn das Geschlecht so einen Augenblick sich an der weiten Aussicht einer abstrakten Unendlichkeit ergötzt hat, die nichts Hervorragendes, auch nicht das mindeste, begrenzend stört, sondern da ist nur „eitel Luft und Wasser“, so beginnt die Arbeit, da die Individuen sich selber helfen sollen, jedes für sich. Denn es wird nicht so sein wie früher, als die Individuen, wenn es ihnen vor den Augen etwas zu schwindeln begann, nach dem zunächst stehenden Ausgezeichneten sahen, um sich zu orientieren. Das ist jetzt vorbei; sie sollen entweder verloren gehen im Schwindelgefühl vor der abstrakten Unendlichkeit, oder unendlich gerettet werden in der Wesentlichkeit der Religiosität. Viele, viele werden vielleicht schreien in Verzweiflung, aber das wird ihnen nichts helfen, jetzt ist es zu spät. Sind die Autorität und die Macht einst mißbraucht worden in der Welt, und haben sie eine Revolutions-Nemesis über sich gebracht, so waren sie ja eigentlich die Ohnmacht und die Schwachheit, die selber auf eigenen Füßen stehen wollten und deshalb nun diese Nemesis über sich brachten. Und keiner der Unkenntlichen darf sich unterstehen direkt zu helfen, sich direkt zu äußern, direkt zu lehren, an der Spitze der Menge in die Entscheidung zu gehen (statt negativ unterstützend dem Individuum hinaus in die Entscheidung zu helfen, in der er selber ist); das würde seine Entlassung sein, weil er in kurzfristigem menschlichem Mitleid pfuschen wollte anstatt Gottes Befehl zu gehorchen, dem zürnenden aber doch so gnädigen Gott, denn die Entwicklung ist doch ein Fortschritt, weil alle die Individuen, die gerettet werden, der Religiosität spezifisches Gewicht gewinnen, deren Wesentlichkeit aus erster Hand von Gott selber erhalten. Da wird es also heißen: siehe

alles ist bereit, siehe die Grausamkeit der Abstraktion macht die Endlichkeit in ihrer Täuschung als solcher offenbar, siehe der Unendlichkeit Abgrund öffnet sich, der Nivellierung scharfe Sense läßt alle, jeden besonders, über die Klinge springen — siehe, Gott wartet! So spring zu in Gottes Arme. Aber ob der Unkenntliche auch der am meisten Vertraute ist, ob es auch das Weib ist, das ihn unter dem Herzen getragen hatte, ob es das Mädchen ist, für das er freudig sein Leben geben würde, der Unkenntliche soll ihnen nicht helfen dürfen und können, sie müssen den Sprung selber machen, und Gottes unendliche Liebe soll für sie nicht eine Gabe aus zweiter Hand sein. Und doch sollen die Unkenntlichen (im Verhältnis zu ihrem Rang) doppelte Arbeit haben im Vergleich mit den Ausgezeichneten (vom selben Rang) einer älteren Formation; denn die Unkenntlichen müssen beständig arbeiten — und zugleich arbeiten um es zu verbergen, daß sie arbeiten.

Aber der Nivellierung trostlose Abstraktion wird beständig von ihren Dienern fortgesetzt, um zu verhindern, daß es doch nicht damit enden solle, daß eine ältere Formation wieder hervorkommt. Diese Diener der Nivellierung sind die Diener des Bösen, denn die Nivellierung selbst kommt nicht von Gott, und jeder gute Mensch wird Augenblicke haben, wo er über ihre Trostlosigkeit weinen möchte, aber Gott erlaubt es nicht, und will mit den Individuen, d. h. mit jedem besonders, das Höchste herausbringen. Der Nivellierung Diener werden erkannt von den Unkenntlichen, aber Macht oder Autorität gegen sie dürfen die Unkenntlichen nicht gebrauchen, denn dann geht die Entwicklung zurück, weil es im selben Augenblick für einen dritten Mann offenbar sein würde, daß der Unkenntliche eine Autorität war,

und so wäre ja dieser dritte Mann im Höchsten behindert. Nur durch eine leidende Handlung wird der Unkenntliche der Nivellierung hervorhelfen dürfen, und wird durch dieselbe leidende Handlung das Werkzeug richten. Er darf nicht die Nivellierung geradezu überwinden, denn das bedeutete seine Entlassung, da dies in Richtung auf Autorität handeln hieße, sondern er wird sie leidend überwinden, und deshalb wieder das Gesetz seiner Existenz ausdrücken, das nicht herrschen, lenken, leiten ist, sondern leidend dienen und indirekt helfen. Die, welche den Sprung nicht gemacht haben, werden der Unkenntlichen leidende Handlung für deren Niederlage halten, und die, welche den Sprung gemacht haben, werden eine Vorstellung davon haben, daß sie deren Sieg war, aber sie werden keine Gewißheit haben, denn Gewißheit könnten sie nur von ihm bekommen, und gibt er sie einem einzigen Menschen direkt: so bedeutet das seine Entlassung, weil er Gott untreu wurde und Autorität spielen wollte, weil er nicht Gott gehorchend lernte, die Menschen unendlich zu lieben, indem er sich selber bezwang, und nicht mit Macht sie zwang und betrog, auch wenn sie ihn darum baten.

Man muß immer wieder daran erinnern, daß nicht die Reflexion selbst oder in sich selbst etwas Verderbliches ist, daß im Gegenteil das Sichhindurcharbeiten durch sie die Bedingung für ein intensiveres Handeln ist. Die Arten begeisterten Tuns sind ja diese: zuerst kommt die unmittelbare Begeisterung, so folgt die Zeit der Klugheit, die, weil die unmittelbare Begeisterung keine Berechnung kennt, infolge der Erfindsamkeit der Berechnungen den Schein erweckt, als sei sie ein Höheres; und dann folgt endlich die höchste, die intensivste Begeisterung, die nach der Klugheit kommt, und

die deshalb wohl einsieht, was das Klügste ist, aber verachtet es zu tun und gerade dadurch die Intensität der unendlichen Begeisterung gewinnt. Diese intensivste Begeisterung wird bis auf Weiteres vollständig mißverstanden werden, und die Frage ist, ob sie jemals populär werden kann, d. h. ob die Klugheit in dem Grad unter den durchschnittlichen Menschen vorauszusetzen sein wird, daß sie in deren Augen das Verführerische und Lockende verloren hat, und die Menschen sie also nicht bloß bewältigen könnten, sondern in der höchsten Begeisterung mit ihr gleichsam Verschwendung trieben, indem sie sich mit der Befriedigung der unendlichen Begeisterung begnügten, denn gerade weil sie gegen die Klugheit geht, wird eine Tat solcher Begeisterung niemals in die Augen fallend sein. Sokrates war so kein unmittelbar Begeisterter, er war im Gegenteil klug genug, um einzusehen, was er tun müßte um freigesprochen zu werden, aber er verschmähte es, so zu handeln, wie er es auch verschmähte die angebotene Verteidigungsrede anzunehmen. Gerade deshalb war sein Heldentod nicht Aufsehen erregend, selbst im Tode setzt er seine Ironie fort, indem er den Klugen die Aufgabe stellt: ob er doch auch wirklich die Klugheit gehabt haben sollte, da er das Gegenteil davon tat. Hier ist die Stelle, wo die Klugheit im eigenen und der Umwelt Reflexionsurteil hängen bleibt, man fürchtet, daß die Tat gegen die Klugheit verwechselt werde mit der Tat ohne Klugheit. Die unmittelbare Begeisterung kennt nicht diese Gefahr, deshalb braucht es der höchsten Begeisterung impetus um hindurchzudringen. Und diese höchste Begeisterung ist nicht rhetorischer Schmuck-Schnack von einer höheren, noch höheren und einer allerhöchsten, sie ist kenntlich an ihrer Kategorie: daß sie gegen den Verstand handelt. Die unmittelbare Güte kommt so

auch nicht in die Reflexionsgefahr, daß Güte mit Schwachheit verwechselt werde, gerade deshalb braucht es aber, nach der Reflexion, eines religiösen impetus um die Güte von neuem flott zu machen.

Jedoch ich breche ab. Das alles kann natürlich nur interessieren wie ein Narrenstreich, denn ist es so, daß jeder Mensch an seiner eigenen Rettung arbeiten soll: so wird alle Prophetie über den Fortgang der Welt höchstens erträglich und erlaubt sein als Unterhaltung, als Scherz, wie das Kegelschieben oder das Kartenspielen.



„En literair Anmeldelse“ erschien im Jahr 1846 als Anmeldung und überaus anerkennende Besprechung einer im selben Jahr erschienenen Novelle: „So Tidssaldre“, deren Verfasser oder vielmehr Verfasserin Frau Gyllembourg ihre Pseudonymität bis zum Tode wahren konnte und also auch Kierkegaard nicht bekannt war. Der erste Teil der Anmeldung geht genau und bis in Kleinigkeiten auf die Novelle ein, im zweiten Teil ist diese für Kierkegaard nur noch Anlaß zu einer Kritik der Zeit. Dieser zweite Teil ist hier übersetzt worden; die wenigen und ganz kurzen Anspielungen auf die Novelle und deren Helden, die auch er noch enthält, sind, soweit sie unverständlich wären, weggelassen worden.

Der deutsche Geist hat ein Recht auf Kierkegaard, denn dessen Bildung war durch und durch deutsch. Lessing, Hamann, Jacobi, die großen Philosophen Kant, Fichte, Schelling, Hegel — die beiden letzten lehnte er freilich sehr rasch ab — die großen Dichter Goethe, Schiller, die Romantiker, namentlich E. T. A. Hoffmann und mit großer Liebe Jean Paul, Schopenhauer, als er in Deutschland noch nicht gelesen wurde, deutsche klassische Philologie und Theologie: die Tübinger Schule, sie alle kannte er. Ja sogar seinen „Dichter der Dichter“, bei dem er alle Kollisionen menschlicher Leidenschaften, mit einziger Ausnahme der letzten religiösen, mit Freude und Dankbarkeit wiederfand — Shakespeare, las er in der Schlegelschen Uebersetzung. Die deutsche Sprache ist nun aber auch

bei weitem die glücklichste: wie viel auch verloren gehen möge, sie kann doch Shakespeare wiedergeben, sie versteht auch Rierkegaard. Die französische Sprache kann mit beiden nichts anfangen; gleich das erste Wort, mit dem Rierkegaard beginnt: enten — eller, was entweder — oder heißt, kann sie nicht übersetzen, sie muß dafür sagen: ou bien — ou bien. Klingt das nicht verdammt nach sowohl — als auch? Sie hat auch kein Wort für Inderlighed — Innerlichkeit, und sie hat keines, das so immerzu auf dem Weg und auf der Fahrt in das Ewige und Göttliche ist, wie dieses Er-indring — Er-innerung.

Rierkegaards Stellung zu Staat und weltlicher Herrschaft ist die aller großen Christen und der meisten großen Philosophen, die sich immer auf das Wort des Evangeliums berufen konnten: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. „Ich bin niemals ‚Opposition‘ gewesen, die die ‚Regierung‘ abschaffen will, sondern gab, was man so nennen kann, ein Korrektiv ab, das will, daß doch um Gottes und Himmels willen von denen regiert werden soll, die dazu tauglich und berufen sind, daß sie, Gott fürchtend, fest stehen möchten, nur Eines wollend, das Gute“. Weil in der Politik keine Vollkommenheit und kein Gleichgewicht und keine absolute Gerechtigkeit möglich sind — aus metaphysischen, nicht aus historischen oder sozialen Gründen — so gilt es in der Regel zwischen zwei Vergewaltigungen zu wählen. Die Wahl jener großen Führer des Geistes entscheidet sich nun viel leichter für das Uebermaß an Autorität, ja an Strenge und Gewalt, als für Laxheit, Sichgehenlassen, Nivellieren und Anarchie. Um der geistigen Werte und deren ewiger Hierarchie willen, die in einer liberalen Demokratie unendlich viel

mehr gefährdet sind als unter irgend einer absoluten Herrschaft. Ich möchte nicht das Mißverständnis verschulden als sei damit gesagt, daß irgend eine konservative Partei ohne jede Zwischenbestimmungen und ohne daß sie selber freiwillig sich einem noch viel strengeren Gesetz unterwirft als das ist, das sie anderen auferlegt, sich auf Augustinus, Pascal, Schopenhauer, Kierkegaard, Nietzsche, Dostojewski berufen dürfte. Davon ist keine Rede. Was diese Männer sehen und erkennen, ist, daß ein geistiges Leben sich in autoritativ regierten Staaten immer noch besser entfaltet als in liberalen, und außerdem sind sie alle des Glaubens, daß der Mensch nicht zum Spaß auf der Welt und deren Sinn und Zweck nicht ist, daß das Intelligenzgesindel „behaglich lächelt“. Durch Rousseau kam eine maßlose Verwirrung in das europäische Geistesleben, denn er führte zum ersten Mal mit Erfolg den falschen Begriff der natürlichen Gleichheit für den richtigen der religiösen ein. Für Kierkegaard bedeutete das keine Gefahr, denn er stand jenseits dieser Bewegung unerschütterlich fest, aber einen anderen großen Mann drohte die Verwirrung manchmal mit sich zu reißen: Tolstoi. Der Zwiespalt in der Seele dieses Mannes offenbart sich in seinem Schwanken zwischen politischen Reformen und Religion. Solange Tolstoi Dichter ist, sieht und erkennt er die religiösen Wirklichkeiten mit erschütternder Klarheit und Deutlichkeit. Kann man das Leben und den Sinn der Evangelien klarer und deutlicher erkennen als in den Volkserzählungen, in Herr und Knecht, im Tod des Iwan Iljitsch? Aber hier spielt sich das neue innerliche Leben trotz der Politik und über ihr, trotz der natürlichen und sozialen Unterschiede, die bestehen bleiben, und über ihnen ab. Und das allein ist der Sinn der Religion; daß diese dann, wenn sie wirklich da ist, auch

das politische und soziale Leben durchwirkt, das ist gewiß, aber es ist das Zweite, ist die Folge. Sobald Tolstoi nicht mehr Dichter ist, sondern nur Theoretiker und geradezu wegs Reformator, umdämmert sich sein Blick, er sieht nicht mehr klar, er tritt das Rousseau'sche Erbe der Verwechslung und der Verworrenheit an, nur immer und in jedem Augenblick unendlich viel größer als Rousseau, weil er unter der Verwechslung und unter der Verworrenheit immer wieder maßlos litt. So verschieden ist die Begabung des Dichters von der des Philosophen, daß ein und derselbe Mensch als Dichter eine Wahrheit klar und lichtvoll sehen und darstellen kann, während er sie als Philosoph und theoretischer Denker nicht mehr zu fassen vermag, sie verwirrt sich oder entgleitet ihm ganz. In dem Drama „Und das Licht scheint in der Finsternis“ ist ein deutliches Beispiel für diese theoretische Unzulänglichkeit. Dort beruft sich der Held (also Tolstoi) im ersten Akt auf Renan. Für ein Ohr von feinerem philosophischem Gehör ist das ein fast unerträglicher Mißton, denn Renan, eine der zweideutigsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts, hätte über Tolstois Gewissensqualen und religiöse Leiden nur gelächelt, genau so wie heute Herr Georg Brandes oder Herr Bernard Shaw darüber lächeln würden; immerhin habe ich Renan wegen dieser Vergleiche vielleicht doch um Verzeihung zu bitten. Gegen Tolstoi, soweit er den Charakter des öffentlichen Reformators annahm, wäre Kierkegaard aufgetreten, denn er schrieb: „Will Einer ethisch im Charakter des Reformators auftreten, . . . werde ich augenblicklich zur Stelle sein und übernehmen, was ich vor Gott als meine Aufgabe verstehen werde. Diese meine Aufgabe wird sein: ihn, den Reformator zu begleiten, Schritt für Schritt, niemals weichend von seiner

Seite, um zu sehen, ob er Schritt für Schritt im Charakter und der Außerordentliche ist. Sollte es sich zeigen, daß er es ist, ja da wird meine Begleitung eitel Bücken und Ehrerbietung sein vor ihm, dem Außerordentlichen — und wahrlich, das darf ich über mich selber sagen: er soll in der Gegenwart keinen finden, nicht einen Einzigen, der tiefer sich zu bücken versteht vor dem Außerordentlichen, das lernte ich nicht an irgend einem Hof, sondern höher oben, im Umgang mit den Idealen, wo man lernt sich unendlich tief zu bücken. Aber verleugnet er den Charakter: in der selben Sekunde stürze ich mich auf ihn; und das darf ich über mich selber sagen: in der Gegenwart ist keiner, der einen sichereren Stoß führt als ich, wo es meine Aufgabe ist, oder wo einer fälschlich sich für das Außerordentliche ausgibt — diesen sichereren Stoß, den lernte ich im Umgang mit den Idealen, wo man tief gedemütigt lernt sich selbst zu hassen, aber, weil man doch den Mut hatte, der wagte sich mit ihnen einzulassen, als Gnadengabe die Macht empfängt, diesen Stoß zu führen.“

Rierkegaard kann anscheinend seine Untersuchungen noch aus der Distanz einer in Wolken thronenden philosophischen und religiösen Weltanschauung führen, manchmal in der Sprache der deutschen Philosophie, als entwickle er den Zustand der Welt aus Grundsätzen a priori. Man will ja auch nicht recht glauben, daß es im Jahr 1846 schon so ausgesehen habe wie im Jahre 1914; vieles muß Rierkegaard doch antizipiert haben, meint man. Es ist ja auch wahrscheinlich, daß das Jahr 1846 und die Stadt Kopenhagen sich nicht in dem Spiegel wieder erkannten, den ihnen ihr größter Geist entgegenhielt, da der Spiegel schon Dinge

lah, für die die neuen Augen erst geschaffen werden mußten. Aber aus dem Jahr 1846 wurde ganz von selber das 20. Jahrhundert und aus dem kleinen Kopenhagen das Riesenpublikum Europas und diese beiden gigantischen Erscheinungen gibt der kleine Dänenspiegel heute wieder, als wäre sein Bild das Ideal gewesen, das die Entwicklung und der Fortschritt, immer strebend sich bemühend, erreichen wollten. An einem Punkte jedoch kann man sehen, daß nicht eine abstrakte Phantasie Kierkegaards Führerin war, sondern eine konkrete Wirklichkeit, nicht eine phantastische unpersonliche Selbstentwicklung des Gedankens, sondern ein persönliches Erlebnis, eine aus Leiden geborene Erfahrung. Ich meine natürlich die Stelle, an der vom Korsaren geredet wird: „die literarische Verächtlichkeit“, „der Hund, den sich das Publikum hält“, „der Hund, der in die Veterinär= schule gebracht wird, um dort totgeschlagen zu werden“. Ein guter Leser — gibt es noch gute Leser? — wird diesen Worten die Gegenwart und das Leben geben, er wird sich vorstellen, daß sie in einem kleinen Land, in einer kleinen Stadt gegen ganz bekannte, sehr talentierte Schriftsteller, deren Werke von rührigen deutschen Verlegern heute noch übersetzt und herausgegeben werden, geschrieben wurden, ein guter Leser also wird fühlen, ein wie furchtbarer Haß hinter diesen harten Worten gestanden sein muß. Hier war eine der Quellen der Erkenntnis für Kierkegaard. Nur Weiber und Schwächer werden blind von Liebe und Haß, den Mann und den Denker machen sie sehend. Die Affäre mit dem Korsaren enthält außerdem auch ein Beispiel für die Macht der persönlichen Wirkung Kierkegaards. Es muß ja jeder, der den Begriff der Angst und die Krankheit zum Tode aufmerksam und mit etwas eingeborenem Ver=

ständnis gelesen hat, ahnen, daß im Verfasser dieser Bücher eine Gewalt der Persönlichkeit gewesen sein muß, die die Menschen — den Einzelnen — zwingen konnte, sich zu offenbaren, zu zeigen, was Gutes oder Böses in ihnen sei, ja noch mehr, eine Gewalt, die den Dämonen im Menschen die Zunge lösen und sie zum Reden bringen konnte, oder doch, weil Reden selten deren Art ist: zum Schreien und zum Schluchzen. Hier ist jedoch ein Beispiel: Als der Literat Goldschmidt, der die Heze im Korsaren gegen Rierkegaard leitete und diesem zu dem Martyrium verhalf, auf der Straße „totgegrinst zu werden“, der auch reichlich über den von Rierkegaard und zur selben Zeit mit demselben Wort von Schopenhauer verworfenen Wik Heine's verfügte, einmal mit Rierkegaard auf der Straße zusammentraf, ging dieser auf ihn zu und sprach mit ihm mahnend, daß er auf dem Weg der Verlorenheit sei, er sprach mit ihm nach der Art der großen Christen, die auch im Feind, den sie vernichten müssen, noch Gott lieben, und Goldschmidt — fing an zu weinen auf der Straße; er hielt es nicht allzulange aus, gab den Korsaren auf und verließ die Stadt. Uebrigens immerhin einer, der weil er sich vom Geist vernichten ließ, auch wieder vor dem Geist bestehen könnte. Die Goldschmidts von heute würden bei weitem „fortschrittlicher“ sein und — weiter grinsen, denn es ist ja möglich, daß jetzt auch ein Judas, anstatt sich aufzuhängen, die Silberlinge auf die Bank trägt. Was kann er uns denn tun? würden sie sagen. Weltliche Macht hat er keine, will er keine haben, den Sparren im Kopf hat er nun einmal. Das Geld kann er uns auch nicht nehmen, also was kann er uns tun! Und es gibt ja auch genug Zeitschriften, die wie z. B. der „März“ im Namen der Freiheit auch die Frechheit aufnehmen. Das

soll jetzt der März meiner Heimat sein! Was habe ich Schwabe, der stolz war auf sein schweigsames Land, plötzlich für schwachhafte Landsleute bekommen! Den Traub, den Berliner Tageblatt-Traub! Ist es, ist es möglich? Und wer rauscht jetzt in allen Blättern, wie nie die Bäume meiner Kindheit rauschten? Ach anders hab ich euch im Gedächtnis, ihr Hügel meiner Heimat, die hochgewölbte Wälder und helles Weinlaub tragen, denn euch beschritt liebend, träumend in Schwermut der gottgeplagte Knabe Hölderlin. Warum blieb das Sudelwetter nicht in München?

Die Kritik der Gegenwart ist 1846 erschienen. Und 1848? Wiewohl man in Kierkegaards Schriften nicht ein einziges Wort findet, das mit der eigentlichen Politik etwas zu tun hat, so folgt daraus doch keineswegs, daß er sie nicht verfolgt, daß er nicht genau gewußt hätte, wie es in ihr zugeing. Dabei vergesse man nicht, wovon eben gesprochen wurde, daß ihm in außerordentlichem Maß die Macht der persönlichen Wirkung gegeben war. Und weil in seinem Herzen und in seinem Kopf alle die Gedanken waren, die ein Mensch haben kann, die guten wie die bösen, und die guten den Sieg immer erst erkämpfen mußten, so ist kein Zweifel, daß ihm auch zuweilen der Gedanke oder dessen Möglichkeit in den Sinn kam, plötzlich aufzutreten und die Menge irgendwohin mitzureißen. Wer will zweifeln, daß er die Kraft dazu gehabt hätte, er der später wirklich als „Aktor gegen die Zeit“ auftrat und mit einem religiösen Thema ganz Skandinavien in leidenschaftliche Spannung brachte. Als Höffding im vorigen Jahr seinen Studenten an der Universität in Kopenhagen erklärte, daß kein anderer dänischer Dichter die Heide und die Wälder seiner Heimat und das Meer,

daß das Land umspült, in beschwörenderen Worten besungen habe als Kierkegaard, erzählte er ihnen auch, sich erschüttert auf seine Kindheitstage besinnend, wie plötzlich die Welt ganz anders ausgesehen habe, wie die Luft rein und durchsichtig wurde und die Ideale dem Alltagsleben näher gerückt schienen, in den paar Monaten, als Kierkegaard den Augenblick herausgab: „wer das nicht erlebt hat, kann es sich nicht vorstellen“. Ich glaube das, ich glaube, daß das mächtigste Schauspiel der Natur, ein Gewitter auf freiem Feld, nur ein schwaches Bild für die Großartigkeit jenes geistigen Schauspiels ist, aber auch das einzige: es gibt Gewitterwolken, die nur einen Blitz zu schleudern haben, doch zuweilen sieht man eine, aus der flammt Blitz auf Blitz und sie geht unter in Feuer und Donner Schlag. In der Politik läßt sich nun die Leidenschaft eines Volkes und einer Menge doch noch am leichtesten erregen. So ist vielleicht Kierkegaard beim Anblick der Regierungen und der Könige auch zuweilen der Gedanke gekommen, dem der junge Napoleon gegenüber dem Schwachsinn Ludwigs XVI. das Wort gab: che coglione. Jedoch den guten und ganzen Gedanken über den bösen und halben, den einen über die vielfältigen siegen lassend ging Kierkegaard unerschütterlich an der Politik vorbei, und über das Jahr 1848 finden sich diese Sätze: „Das Jahr 1848 hat meine Kritik der Zeit nicht Lügen gestraft.“ . . . „Sie zerrissen den Faden der Klugheit; man hörte das Heulen, das Chaos ankündigt! „Mit dem Jahr 1848 trat der Fortschritt ein“ sagen sie. Ja — wenn nun nämlich wirklich eine ‚Regierung‘ zustande kommt, wozu vielleicht nicht ein einziger neuer Beamter oder die Entlassung eines früheren nötig ist, sondern nur eine innerliche Umwandlung mit der Richtung: Fest zu bleiben und Gott zu

fürchten. Der Fehler oben war sicherlich der, daß im Ganzen der Regierung von vorne bis hinten die Stärke wesentlich nur weltliche Klugheit war, was just wesentlich Mangel an Stärke ist; die Schuld unten war die: alle Regierung weg haben zu wollen: die Strafe — denn der Sünde Maß ist immer der Strafe Maß — die Strafe ist: was am bittersten entbehrt werden wird, wird just sein: Regierung. Niemals so wie in unserem Jahrhundert haben sich das Geschlecht und die Einzelnen in ihm (der Befehlende — der Gehorchende; der Vorgesetzte — der Untergebene; der Lehrer — der Schüler usw.) so vollkommen befreit von aller Rücksicht darauf, daß etwas fest steht und unbedingt fest stehen soll; niemals fühlten ‚die Meinungen‘ sich so in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ungeniert und fidel unter dem Freipaß ‚bis zu einem gewissen Grad‘. Niemals wird wohl das Geschlecht so tief zu dem Geständnis kommen müssen, daß ihm — und in ihm jedem Einzelnen — dieses not tut, daß etwas fest stehe und unbedingt fest stehen soll, das, was Gott der Liebende und aus Liebe erfand, das Unbedingte, an dessen Stelle der Mensch, der kluge, zu seinem eigenen Verderben, sich selbst bewundernd dieses bewunderte ‚bis zu einem gewissen Grad‘ setzte Ist — um bei dem Meinen, dem Religiösen, zu bleiben, ist das Geschlecht, oder ein großer Teil Einzelner in ihm, dem Kindlichen entwachsen, daß ein anderer Mensch für sie das Unbedingte repräsentiert, gut, deshalb kann trotzdem das Unbedingte nicht entbehrt werden, ja sogar, umso weniger kann es entbehrt werden.“

„Die Nivellierung kommt nicht von Gott“. „Viele, viele werden schreien in Verzweiflung, aber jetzt ist es zu spät.“ — Wer regiert heute die Welt? Jedes Kind, jede Tänzerin und namentlich jeder Minister weiß, daß es die Presse ist, wenn sie auch nicht fassen, was das zu bedeuten hat, wiewohl es der Minister eigentlich fassen sollte. Ein europäisches Volk erkennt man an seinen Zeitungen, am besten an seinen erfolgreichsten. Ich bin Deutscher, also her mit dem Berliner Tageblatt! Auflage 230.000.

Die komische Einheit der talentierten Schmierigkeit ist da, denn das Feuilleton ist in der Politik und die Politik im Feuilleton enthalten. Es kommt nämlich außs gleiche heraus, ob oben in der Politik ein feuilletonistisch frisierter Wolff — daher die zwei f — die deutschen Schafe hütet, oder ob unter dem Strich die deutsche Kunst ein demokratisches Schlenderdasein führt. Es könnte auch umgekehrt sein: der Wolff im Feuilleton, der Schlenther in der Politik: Wer weiß, vielleicht wechseln sie auch ab, die ungenierten Tausendkünstler. Es ist dasselbe, ob oben von irgend einem Gebildeten, Professor gar, Fichte zum Schutzpatron des Berliner Tageblatt-Liberalismus ernannt wird, eine Dummheit wiewohl eine Frechheit — aber auch jede Dummheit geht ihnen ungestraft hin, weil nämlich die Gegner immer noch dümmer und dazu wesentlich faul sind — oder wenn unter dem Strich ein den böhmischen Wäldern entlaufenes und ursprünglich für eine Bartwuchsmittel-Reklame bestimmtes Haarphänomen mit der lohnenden Aufgabe betraut wird, beständig und ohne Unterlaß das Dasein liberal=skeptisch anzugrinsen. Es schadet auch nichts, wenn die Weisheit Combarts, freilich etwas liberal korrigiert, abgedruckt wird, denn dieser prachtvolle Denkertypus paßt ganz gut in die Zeit und in

die Zeitung. Mit Hilfe einer kindischen Unterscheidung zwischen objektiver Wissenschaft und subjektiven Zwecken, einer Unterscheidung, mit deren fadenscheiniger Logik und durchsichtigen Motiven ein Student im ersten Semester sich eigentlich genieren müßte aufzutreten, bringt es dieser Forscher fertig, zwar den jüdischen Liberalismus und dessen kulturzerstörerische Nivellierung zu verachten, aber gleichzeitig, weil die liberalen Blätter doch noch die höchsten Honorarzahlen, seine Feuilletons im Berliner Tageblatt zu veröffentlichen. Wie, und da wagt man noch, die Namen Kant, Fichte, Schopenhauer in den Mund zu nehmen! Keinem kommt der Gedanke, daß diesen Männern und auch den Geringeren um sie so etwas ganz und gar unmöglich gewesen wäre. Kann keiner mehr eine Viertelstunde lang mit innerlicher Sammlung einem Gedanken ins Gesicht sehen, und wenn er es tut, kann er die Schmiere ohne Schmerz ertragen? Kann er zweifeln, daß die erste Tat, die ein Fichte heute tun müßte, die wäre: sich von einer Kulturwissenschaft, die sich so liberal definieren muß, daß ein Berliner Tageblatt sie erträglich findet und bezahlt, auf's schroffste loszusagen, denn in der Anweisung zum seligen Leben steht neben vielen ähnlichen Sätzen auch dieser: „eine höhere Weltansicht duldet nicht etwa neben sich auch die niedere, sondern jede höhere vernichtet ihre niedere und ordnet dieselbe sich unter.“ Uebrigens ist die deutsche Philosophie in ihrer heroischen Zeit mit Recht darauf bestanden, daß auch die abstraktesten und vom Zentrum des Lebens entferntesten Wissenschaften sich nicht vollkommen und absolut von der Einheit einer religiösen oder philosophischen Anschauung und Idee emanzipieren dürfen. Heute ist dieser Unsinn der Emanzipation Gemeingut geworden, und jeder Scherenschleifer

schreit für das Recht der freien Forschung, und die Wissenschaften torkeln wie Besoffene durcheinander. Und was ist wohl heute von der deutschen Philosophie zu erwarten? Die weitaus Ehrlichsten, die Marburger, sind Epigonen und deshalb im tiefsten Sinne schwach und beschränkt, die feichten Charlatanizmen und geschickten Jongleurkünste Simmels sind im tiefsten Sinn unehrlich; daneben so viel Mageres, Dürres und Trockenes, so viel Schwammiges, Klebriges und Muffiges. Ganz zu schweigen von denen, die so tun, als ob Kant auch bloß so getan hätte als ob, oder gar von den sprachkritischen Affen, die über jeden Ernst des Daseins grinsend hinwegturnen. Blicke nur noch Max Scheler, der viel begabt und vieles zu sagen fähig wäre, aber er weiß nicht, was er will, ist vieler oberflächlicher Strömungen Beute und rafft nie seine Kräfte zusammen in einem Ganzen. Wohin die Emanzipation auf dem gefährlichen Gebiet der Kulturwissenschaften führt und führen wird, diese Untersuchung gäbe ein besonderes Buch und wäre die Aufgabe für den, der mit dem reinen Willen und Gedanken die nötigen Kenntnisse verbände. Denn allgemeine bedauernde Redensarten auf Grund einer vagen Einsicht und eine gewisse kontemplative Vornehmheit, oder besser eine feige Vornehmtuerei, die sich mit so subalternen Dingen nicht einlassen will, helfen gar nichts. Nein, man müßte den Herren Schritt auf Schritt nachgehen, den Geheitesten wie den Dümmeisten, genau so wie Karl Kraus den Herren der Wiener Presse nachging und jeden Tag nachsah, was sein die Welt beherrschendes Viechszug über Nacht wieder angestellt hatte. Es ist die Idealität des Mannes und des Denkers (zum Unterschied von der des Jünglings und Dichters), die sich energisch mit dem Werktag

beschäftigt und mit resoluten Händen auch in den Schmutz greift, wenn es nötig ist, denn die Hände werden wieder gewaschen und wieder rein. Nur hüte man sich vor jenen, die um sich nicht waschen zu müssen immerzu die Redensart: ‚dem Reinen ist alles rein‘ im Munde führen; denn sie stinken ganz sicher. An Stoff für Pathos und Romik fehlte es nicht, denn was für gigantische Ochsen brüllen ihre wissenschaftlich gesicherten Ergebnisse in die Welt! Und mit Vorliebe auf Gebieten, die der Wissenschaft überhaupt ein für alle Mal verschlossen sind. Und welcher Art zuweilen die persönlichen Voraussetzungen derer sind, die der voraussetzungslosen Wissenschaft zu „dienen“ vorgeben, das weiß buchstäblich der Teufel. Aber her mit dem Berliner Tageblatt. Es ist immer dasselbe, ob oben in der Politik die Militärgewalt als etwas Mittelalterliches gebrandmarkt wird und der ganze Jammer nur ist, daß die Juden nicht Offiziere werden, oder ob unter dem Strich der tanzende Holländer Felix einen Roman veröffentlicht, von dem man nur hin und wieder einige Zeilen zu lesen braucht, um zu wissen, daß er an hundsfüttischer Verlogenheit der Gesinnung nicht leicht seinesgleichen finden wird. Werden nicht viele, viele in Verzweiflung schreien? Oder wird nicht einmal das geschehen? Wird keiner verstehen, wenn ich sage, daß in meinem platonischen Staat der tänzerische Bursche, der mitten in seinen von Freisinn=Roß triefenden Sätzen ein Kapitel aus den Korintherbriefen abdruckt, mit Ruten gestrichen würde, und daß ich wüßte — ach nichts auf der ganzen Welt wüßte ich so sicher — daß diese Tat dem Geiste wohlgefälliger wäre als das Wohlergehen des Berliner Tageblatts.

Wenn der Papst eine neue Enzyklika herausgibt, die

mir, jedoch aus andern Gründen, auch nicht zu gefallen braucht, die aber immer noch mehr Kenntniß der menschlichen Seele verraten kann, als die Psychologieen der Herren Wundt oder Lipps, dann darf sie der „Satiriker“ des Simplizissimus als Klosettpapier ansprechen, und es geschieht weiter nichts, als daß sich wahrscheinlich die Auflage erhöht. Das ist freilich kein Wunder, denn ein Papst, der den Mirakelschänder empfängt, und zwar mit dem Bürgerernst des Jahrhunderts, nachdem er sich zuvor „informiert“ hatte — aber die großen Päpste informierte ihr Instinkt, und Katholiken, die sich ostentativ für solche ausgeben und sich durch den Schwindel womöglich erbanen lassen statt dem Zirkusdirektor ins Gesicht zu schlagen, die den Feuilletonisten des Berliner Tageblatts, welche dem Katholizismus großmütig „das Poetische“ lassen wollen, für diese „Toleranz“ noch dankbar sind, statt sie anzuspucken, die einem Mauthner gestatten, daß er mit unsagbar fremden Händen und einer Gesinnung von unaussprechlicher Farbe christliche Legenden antaste und beschmiere. (Er tut es ja freilich mit Buddha auch, aber die Inder sind weit weg und sind vielleicht auch so!). Ja die europäischen Völker, Fürsten, Christen! Wo sind sie? Bei sich zu Hause sind sie längst nicht mehr . . . Schluß, zu spät! Aber es sollte jenen „Satirikern“ wenigstens das eine geschehen, daß man ihre Lächerlichkeit erkenne, diese maßlose, nie aufgedeckte, nie mit einem Witz gestrafte Lächerlichkeit, wenn sie sich immerzu mit Hus, mit Galilei oder Giordano Bruno verwechseln und sich selber und hunderttausend Dummköpfen ebenso mutig und „zornig idealistisch“ vorkommen wie Männer, die für ihre Reden und Schriften den Scheiterhaufen zu gewärtigen hatten, während sie doch ganz behaglich leben und ihre

Phrasen der Empörung, die genau so in jedem linksliberalen Blatt stehen könnten, davon zeugen, daß auch Kampf und Leiden der Innerlichkeit nicht vorausgingen. Sie machen ihre demokratischen Witze „aus Prinzip“, was das Geistlofeste ist. Wenn ein Bischof sagt, daß es von Natur Herren und Knechte gebe, eine zwar unverständliche aber bestehende Wahrheit (alle Angriffe der Zeit gehen gegen das Unerforschlich=Verschiedene, die sinnlich-seelischen Unterschiede zwischen Mann und Weib werden rundweg geleugnet, mit den anatomischen geht es nicht so leicht, aber diese haben ja ihren Grund in jenen, die zu erst sind), so wird er in allen sozialistischen und liberalen Zeitungen verspottet oder auß frechste beschimpft. Und von wem? Das ist das überaus Wichtige! Es sind nicht die Knechte, die vor den Palast eines Bischofs ziehen und diesem in Leidenschaft widersprechen, denn das hätte Sinn und solche Empörer brauchen nicht gottverlassen zu sein. Nein, der „dritte Mann“ kommt. Irgend welche weiß Gott woher gelaufene meist jüdische Literaten, ohne innern und äußern Zuchtmeister, die unter dem Wort des Bischofs nicht leiden, denen auch der Bischof gar nichts getan hat, oder tun kann, wollen Geld verdienen. Sie entdecken eine satirische Ader in sich; sie entnehmen der blutigen Menschheitsgeschichte Worte und Begriffe, die einmal wirkliches Leiden, aus wirklicher Unterdrückung und Empörung hervorgegangen, geboren hat, und machen daraus eine Satire gegen den Bischof. Und diese Satire von irgend einem Karlchen oder andern Kerlchen oder Ferkelchen wird von Hunderttausenden gelesen, von denen viele sterben werden ohne auch nur geahnt zu haben, was für eine ungeheure Schamlosigkeit und ethische Dummheit hinter solcher „Freiheit“ steckt.

In Wahrheit ist heute der Oeffentlichkeit gegenüber niemand wehrloser als die angeblich herrschenden und unterdrückenden Mächte und niemand wehrfähiger und gesicherter als ein Freidenker, der ein großes Maul und eine große Zeitung hat. Wenn dem das Ende eines Härchens gekrümmt wird, entsetzen sich morgen Millionen, denn es wird in einem Ton und mit einem Geschrei bekanntgegeben, daß man meinen könnte, nicht nur alle Gesetze und die ganze Verfassung seien verlegt worden, nein: die kosmische Ordnung sei in Gefahr, und daß Mond und Erde nicht aufeinanderstürzen, sei rein nur noch das Verdienst der Wissenschaft, die ein Einsehen und ein Mitleid hat. Hier liegt auch jeden Tag das Komische in Fülle da. Und nur die einzige Fackel sieht es, niemals der Simplizissimus. Narren, die meinen zur Erkenntnis des wahren Komischen gehöre nur ein vifer Intellekt und nicht auch ein reines Herz, Schufte, die meinen, es gehöre Frechheit dazu und nicht im Gegenteil Scham.

Ward solcher Wirrwarx je erlebt. Und ahnt ihn vielleicht die hohe Literatur? Ach, alle Worte, Begriffe und Gefühle gehen ein in Mauthners Riesenwörtermaul und werden dort zu Brei. Und jedes Maul gleicht diesem Maul, und wo es sich auch aufthue, es fließt Brei, dicker und dünner, in allen Blättern, Rundschauen und Revuen und auf jedem Forum der Zeit, das in Wahrheit ein Reinhardt'scher Zirkus ist, in dem das Mirakel nach Belieben geschieht, daß sich Nietzsche und Sozialdemokraten als gute Europäer in die Arme fallen, denn sie wollen dort nicht Ontologie treiben, sondern Deontologie, aber siehe da, sie treiben Mä-äh-ontologie. Immer neue Reisende müssen den Brei hinaustragen in die Welt. Schon der

alte Merkur war meiner Kinderphantasie äußerst unsympathisch, sie ahnte in ihm eine Antizipation des modernen Menschen; immerhin er war der Bote der Götter und kam vom Olymp herab. Aber der neue, wessen Bote kann er sein und was seine Botschaft? Haben die Banken ihn angestellt, sendet das Chaos ihn aus, sich zurückzugewinnen die Welt? Ach schließt und bewahrt euer Haus vor diesen Gestalten. Ihrer sind viele und immer sind sie unterwegs und von den Mundwinkeln trieft ihnen der Brei, den sie sich eingequirlt haben aus allen östlichen und westlichen Kulturen, die waren und verwest sind. Nein ich mag ihnen nicht begegnen, ich mag ihnen nicht gegenüber sitzen im D-Zug, wenn sie gerade auf der Tour sind, so zwischen den Zentren deutschen Geisteslebens: Wien=München=Fürth=Berlin und retour. I don't like. Will einer bieten? Tausend Kellermänner für einen Dunkelmann. Geht nicht. Hundertzehntausend Kellermänner und tausend Wassermänner für einen Dunkelmann! Geht nicht, geht nicht. Hilft nichts. Zu spät. Vor 1846 schon war in Europa der dritte Hammerschlag gefallen.

Dostojewski war ja bekanntlich des Glaubens, daß die westeuropäischen Völker vollständig dem Judentum verfallen seien. Und die Entwicklung hat ihn nicht etwa Lügen gestraft, wie Herr Samuel Saenger, commis voyageur ès sciences politiques et metaphysiques meint, der Mosse und Ullstein für den wahren Tag hält, und Scherl für die Nacht; so scharf scheiden heute die Kulturwarenhauseinhaber Licht von Finsternis. Im Gegenteil, Dostojewski sah vielleicht noch grau, wo doch schon schwarz war, und sein eigenes Volk wird wohl demselben Schicksal entgegengehen. Das ist nicht einmal eine Anklage gegen das Judentum — man suche die Schuld nur immer zuerst im

eigenen Haus — wohl aber eine Auflage gegen die west-europäischen Völker. Denn wenn sie für jüdisches Geld sich dem jüdischen Geist verkauft und diesen durch die unbestechliche Gerechtigkeit des Daseins als Zugabe bekommen haben, so daß heute kein Unterschied mehr ist, so war das ja nicht ein Unglücksfall, der ihnen von ungefähr nach mechanischen Gesetzen zustieß, sondern eine Handlung, die im Reich der Freiheit und unter Verantwortung geschah. Sie wollen von der Ewigkeit nichts mehr wissen, alle Ethik soll in der Zeit und in der Sorge für die nächste Generation beschlossen, soll „biologisch“ sein. Gut, aber glauben sie wirklich, daß was sie getan haben und tun, heiße in Wahrheit für Kinder und Kindeskinde sorgen? Kurzsichtige Narren das! Aber auch hier gilt: jetzt ist es zu spät. Die Rettung des Einzelnen kann nur unter religiösen Voraussetzungen geschehen; nur so kann er zu neuer Unmittelbarkeit kommen, ohne die das Leben doch nur eine Farce ist.

Bei Pascal heißt es: abêtissez - vous, bei Kierkegaard um einen ganzen Grad stärker: werdet klüger als der Klügste und — handelt gegen die Klugheit. Beide Sätze sind polemisch gegen die Welt und stellen darum die Negation in den Vordergrund und verstecken die Position, so daß es für die Welt so aussehen muß, als bleibe überhaupt nichts übrig als — Unsinn und Wahnsinn, Vergerniß und Torheit. Die Trennung zwischen der Welt und dem Geist der Religiosität ist hier so schroff und absolut, daß sich beide nur im Paradox treffen können d. h. in einem Punkt, in dem sie sich, anstatt sich zu vereinigen, am stärksten abstoßen. Jedoch ist ein Unterschied, indem der Geist gleichsam ein Auge mehr hat als die Welt und hinter dem, was für sie Nichts

oder Wahnsinn oder Torheit ist, eine neue Ordnung der Dinge erkennt. Um zu einigermaßen tieferen Erkenntnissen zu kommen braucht das Denken in steigenden Graden immer konkretere Voraussetzungen. Eine Philosophie kommt genau bis dorthin, wo sie angefangen hat. So kann natürlich nur ein Kezer der voraussetzungslosen Wissenschaft und Philosophie reden, aber es sei so. Dieu principe et fin sagt Pascal. Ich ehre den Denker, der erst die ganze Welt braucht, um ein Atom denken zu können, ich ehre jenen noch mehr, der wie Descartes erst Gottes sicher sein muß um die Wahrheit eines Satzes der Geometrie einzusehen, aber staunend stehe ich vor dem Denker, der ohne den Glauben an die Liebe Gottes und an die Sündigkeit des Menschen ein fallender Irrer würde, nun aber mit diesen für den Verstand ungeheuerlichen Voraussetzungen, auf die er von selber nie gekommen wäre, in das Innere von Welt und Mensch eindringt, wie unbedingt keine andere Art von Denkern, die mit weniger paradoxen Voraussetzungen philosophieren. Daß übrigens die drei genannten Voraussetzungen nur Erfindungen müßiger Gehirne seien, ja wer behauptet das? Doch nur die Voraussetzungslosen! In Wahrheit sind sie alle drei gegründet: die erste auf den Verstand, die zweite auf die Vernunft, die dritte auf den Glauben an eine Offenbarung.

Sinter jeder bloßen Metaphysik, die aus der dichterischen Unmittelbarkeit und aus dem noch ungeläuterten Einssein mit ihrem Objekt und ihrer Welt nicht zur Ethik und zur Vergeistigung übergeht, das will also heißen: zur Subjektivierung, denn nichts anderes ist die Vergeistigung, lauert ein undurchsichtiges, lichtscheues Element: eine Feigheit.

Liebenswürdig wie immer, aber auch naiv — eigentlich dürften doch nur Frauen, Kinder und Dichter so naiv sein — sagt Bergson einmal in „Le Rire“, daß die Natur auch in den besten Menschen noch einen Fonds von Bosheit gelassen habe, und fährt fort: *peut-être vaudra-t-il mieux que nous n'approfondissions pas trop ce point. Nous n'y trouverions rien de très flatteur pour nous.* Ach das ist fast das Raisonement eines Boulevardiers und könnte auch in einem Buch von Anatole France stehen. Man ist doch sonst recht neugierig, warum hört gerade hier die Neugierde auf? Uninteressant wäre die Sache doch nicht, gar nicht langweilig! Ist man einfach zu wohlgezogen? Oder ist die Philosophie erfunden, um den Menschen zu flattieren? Ginge Bergson um einen qualitativen Grad tiefer in seiner Philosophie, so würde er doch zugeben müssen, daß der Gedanke der Geistigkeit geradezu gebieterisch verlangt, daß dieser Fonds von Bosheit ans Licht und zur Offenbarung komme. Oder wie denken sich das die Metaphysiker? Glauben sie, daß er von selber verschwinde oder daß er der Menschheit geschenkt werde? Aber wir sind hier doch wohl im Reiche der Ethik und der Freiheit, und da geschieht nichts von selber, das ist nun einmal so. Oder sollte es nicht Quacksalberei sein, wenn ein Arzt die Wunde sich schließen läßt, unter der noch ein „Fonds“ von Eiter weiterfrißt? Aber lassen wir das, ein zu langes Kapitel, das vom schwachen Punkt einer jeden Metaphysik handelt. Auch Schopenhauer, der doch von anderem Kaliber war, hat dieser Feigheit der Metaphysik seinen Tribut abzahlen müssen. Es kann nämlich nicht Mangel an Hirnkraft gewesen sein, der den großen Denker dazu führte, über die letzte, unzerstörbarste und tiefste Wirklichkeit — die Individuation — die schwächsten

und oberflächlichsten Gedanken gehabt zu haben, sondern der Grund dafür muß im Moralischen liegen. Selbstverständlich rede ich hier nicht vom Moralischen im bürgerlichen und konventionellen Sinn, sondern im ewigen und religiösen, dem jeder sich auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen hat, also auch der, der hier schreibt und der, bei Gott, nicht behaupten will, daß er mutiger sei als Schopenhauer. Jedoch habe ich nie begriffen, daß Schopenhauer es fertig bringen konnte, wiewohl sonst so glücklich in der Wahl von Bildern und Vergleichen, sich für die Tatsache der Individuation mit dem bis zur Lächerlichkeit unzulänglichen und falschen Vergleich der Facettenspiegelung zu begnügen und ihn immer von neuem zu wiederholen. Freilich lag ihm hier seine ganze Metaphysik im Weg, weil er dem Willen den Geist nicht ließ und Raum und Zeit zu Prinzipien der Individuation machte, während doch Raum und Zeit zehntausendmal vergehen können, ehe am Prinzip der Individuation, das im Geist ruht, auch nur ein Partikelchen zerstört werden kann. Trotzdem, es ist vom Verstand her nicht zu begreifen, und einmal in den Parergon hat sich Schopenhauer vergessen: da redet er vom Individuum ineffabile sogar eines Tieres. Man könnte fast auch hier sagen: „der Sünde Maß ist der Strafe Maß“, denn Schopenhauer wird auf grausame Weise bestraft, indem diese seine oberflächlichste und falscheste Lehre solchen Philosophastern wie Mauthner, noch etwas indisch aufgepußt, am besten zusagt. Zwar wird Schopenhauer auch hier gründlich mißverstanden, da er an einer moralischen Verantwortlichkeit über den Tod hinaus natürlich nie gezweifelt hat. Aber einem gewissen neuerdings in die Philosophie und in die Wissenschaft eingebrochenen Gesindel täte es so passen, 60 oder 70 Jahre lang die mit Blut und

Opfern und den Leiden der Verantwortung geschaffenen Anlagen der Menschheit „behaglich lächelnd“ zu verpiffen und dann verantwortungslos zu verschwinden. Das tät' ihnen so passen, aber nicht einmal sie entgehen der Ewigkeit.

Das Weltbild, das Kierkegaards Kritik für den Einzelnen übrig läßt, findet also seine volle Erklärung nicht in einer historischen Entwicklung, die nur den Anlaß abgibt, sondern in der Metaphysik und in der Religion. Gesezt es käme wieder irgend ein frisches Volk mit unmittelbaren Kräften zur Herrschaft, wiewohl ich nicht weiß, wo ein solches Volk sein sollte, so würde das Weltbild Kierkegaards verdeckt sein und nur offen für den Auserwählten, für die absolute Ausnahme, den Heiligen oder den Religionsstifter, so lange als jenes Volk in Staat, Kirche und Familie eine einheitlich geschlossene organisierende Macht hätte, die die Richtung nach einem geistigen Ideal hat und sich Autorität und innere Zustimmung verschaffen kann. Das ist der Gedanke, den Dostojewski hatte, wenn er vom Gottesvolk sprach, und ursprünglich hat ja gewiß jedes Volk diese Unmittelbarkeit besessen und hat sie mit vollem Recht immer auf Gott bezogen. Aber sobald sich dieser Fonds an unmittelbar gemeinsamer, die Verschiedenheiten der Menschen und Stände schaffender und anerkennender Kraft erschöpft hat, und zwar durch Schuld der Menschen, oben durch Mißbrauch und Ueberhebung, unten durch Neid und Ressentiment — bislang hat sich ja noch jedes Volk, wenn es nicht überhaupt in Lethargie und geistigen Todeschlaf verfiel, auf solche Weise zu Grunde gerichtet — dann steht jenes Weltbild wieder da als die alleinige Möglichkeit der Rettung für den Einzelnen.

In Fichtes Anweisung zum seligen Leben wird auch eine Weltanschauung gegeben, die die sinnliche Welt nur als „die Sphäre der Freiheit“ betrachtet, als den Summelplatz des ethischen Willens. Diese Welt ist noch nicht die Kierkegaards. Sie ist farblos und ungefährlicher; ihr fehlt das letzte discrimen. Sie kennt noch nicht den absoluten Unterschied zwischen Gut und Böse, noch nicht das Wunder der Sünde auf der einen und der Gnade auf der andern Seite, in ihr existiert noch nicht die letzte, total gedachte Gefahr, die bei Kierkegaard in jedem Augenblick da ist: daß ein Mensch ganz verloren gehen könne. Das drückt sich am schärfsten darin aus, daß für Fichte die Reue eine überflüssige Zeitverschwendung, ein vollkommen fruchtloser Kraftaufwand ist, während sie für Kierkegaard das auch — denn immer läßt er erst der Natur ihr Recht geschehen, ehe das Leben des Geistes beginnt — aber dann zugleich ein notwendiger Weg und ein Akt der Rezeptivität für die Gnade ist. Eines freilich kennt Fichte doch: den Selbsthaß, eine Medizin, von deren Existenz und Heilkraft die Zeit keine Ahnung zu haben scheint; aber nähme sie nur einige Tropfen von ihr, sie bekäme bald eines reineres Gesicht.

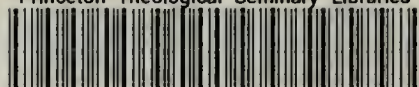
Das ist das Große und Ewige an Kierkegaard, daß sein Gedanke immer die Totalität will. So ist sein Weltbild die vollkommene restitutio in pristinum. Jetzt steht der Mensch wieder an seinem Platz; jetzt ist das Leben wieder gefährlich wie am Tag, als es zum ersten Mal dem Tod ins Gesicht sah, und ist es nach unerforschlichem Ratschluß immer und in jedem Augenblick in dieser Welt. In jeder Minute und allzeit sieht für den also Lebenden und Wachenden die Welt so aus wie am Tag, als zum ersten Mal die Erkenntnis den zarten Rindertraum

zerriß und die Welt nackt war. In dieser entblößten Welt wird Christus nicht zufällig und einmal gekreuzigt, sondern notwendig und für alle „Zeit“, so daß der also Wachende und Lebende die tiefen Worte Pascals verstehen muß: Jésus sera en agonie jusqu' à la fin du monde: il ne faut pas dormir pendant ce temps-là. Was für ein Feuer muß in einem Menschen brennen, daß er diese Worte schreiben kann. Und wo ist der Mann, der ein solches Leben zu führen vermag. Ich neige mich vor ihm als dem größten Helden. Dagegen habe ich bis zum Ekel die Narren satt, die dieses Lebens majestätische Größe nicht einmal fassen und sich vor ihm nicht wenigstens beugen. Sie leugnen lieber das Heilige, als daß sie sich im Vergleich mit ihm gering vorkommen, sie meinen, weil ein Jahr ganz von selber zum andern sich fügt und weil Zeitschriften und Zeitungen ihren Dreck drucken und weil ihre „Dichter“ so „schöpferisch“ sind, daß sie aus dem puren Nichts oder noch Schlimmerem einen Haufen Gold erschaffen, werde der ewigen Dinge ewige Rangordnung plötzlich gestürzt und es gebe kein Oben und kein Unten mehr, zwischen denen ein Mensch zu wählen hat. Aber wer sich nur einmal in einer Stunde der Innerlichkeit das Leben eines Kierkegaard ansah, wessen Auge einmal im Zustand der Empfängnis war, so daß er in jedem Gesicht, auch dem schönsten noch, den biblischen Fluch las und erkannte, und hinter jedem Auge, auch dem reinsten und klarsten noch eine dunkle Angst lauern sah, für den kann das Leben wieder gefährlich sein wie am Tag, als es zum ersten Mal dem Tod ins Gesicht sah, er hat es in seiner Macht, die Welt wieder so zu sehen, wie sie aussah am Tag, als zum ersten Mal die Erkenntnis den zarten Kindertraum zerriß und die Welt nackt war. Und solche Erkenntnis

gräbt ihm ein geheimes Zeichen in die Stirn, das ihn kenntlich macht für seine Brüder im Geist, die die verloren gegangene Melodie wieder suchen, und in seinem Wesen wird eine Fremdheit liegen, gegen die die Welt selbst dann noch mißtrauisch ist, wenn er mitten in sie verloren und verstrickt wäre.



Princeton Theological Seminary Libraries



1 1012 01354 2487

